



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
1912

7 (1912)

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirilicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

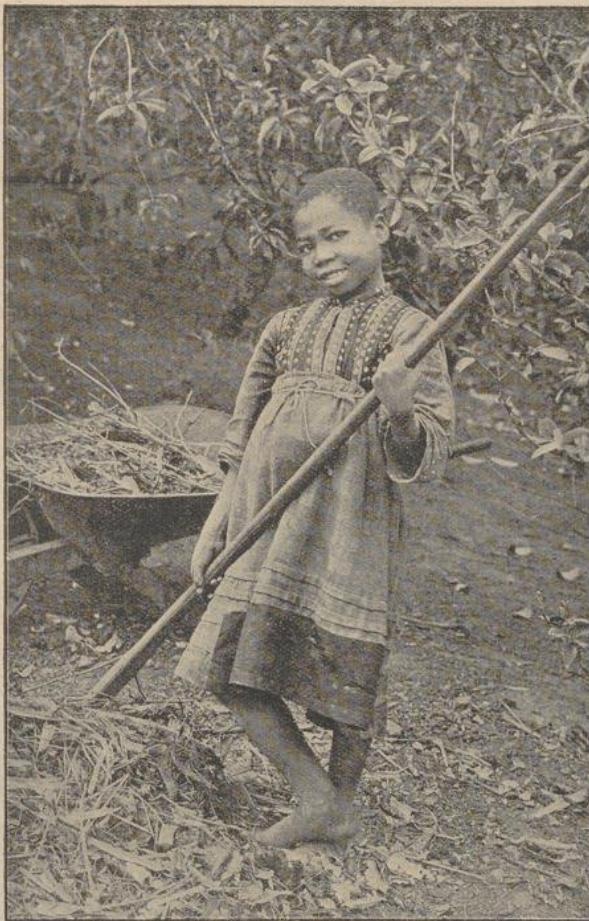
50. Jahrgang.
Nr. 7.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mt. 1,50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Befördern
bezogen.

Überzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmeinnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Uberschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.
Postcheck-Konto
Köln Nr. 1652.



Die kleine Gärtnerin.

Köln a. Rh.
Juli 1912.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmaßen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.

für die Abonnenten
des Vergißmeinnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.



Das lieblichste Gedicht.

Jedes Tröpflein Morgentau,
Das erglänzt auf Flur und Au,
Funkelnd in dem Sonnenlicht,
Ist ein liebliches Gedicht.

Jedes Blümlein auf der Flur
Trägt des Schöpfers lichte Spur
Lächelnd auf dem Augeicht,
Ist ein liebliches Gedicht.

Jedes Vögelein, das singt
Wonnig, wie das Glöcklein klingt,
Alte Weisen, schön und schlicht,
Ist ein liebliches Gedicht.

Doch ein Kindlein, hold und rein,
Schuldlos wie ein Engelein
Und mit Auglein klar und licht,
Ist das lieblichste Gedicht.

B. Edelmann.

Ein Jahr nach der Gründung.

Von P. Dominikus Frey, R. M. M.

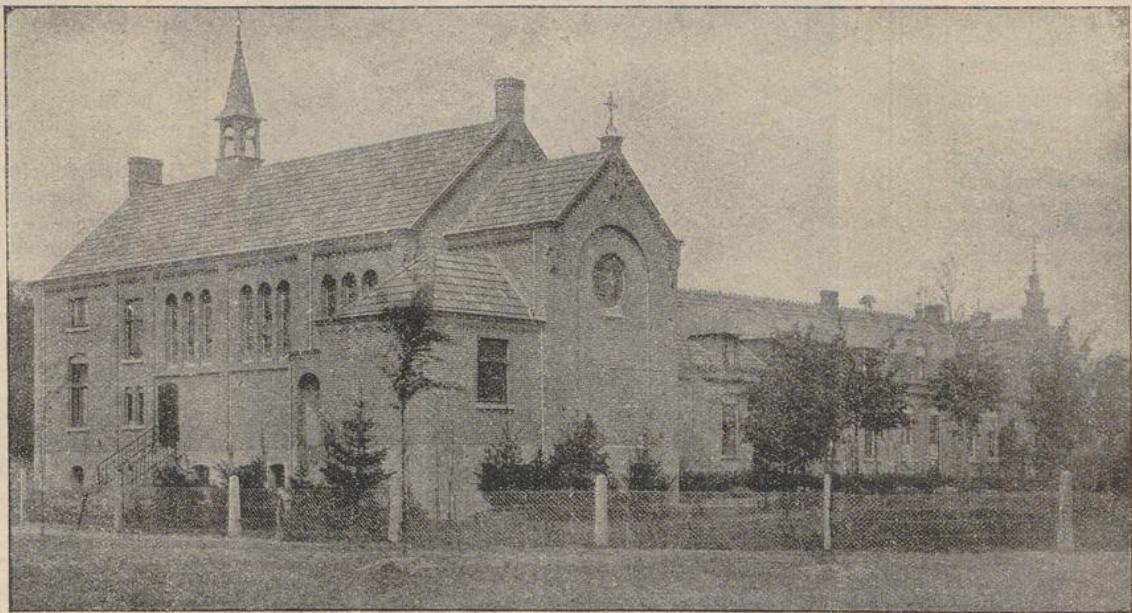
St. Paul, 1. Mai 1912. — Heute ist's ein Jahr, daß unser Missionshaus „St. Paul“ eröffnet wurde. Wie viel hat sich seitdem geändert! Schon vorigen Sommer, zu einer Zeit, da unser Kirchlein eben unter Dach war und man bei den Defonomiegebäuden kaum angefangen hatte, die Fundamente zu graben, rief ein holländisches Bäuerlein, das auf Besuch hierher gekommen war, voll Bewunderung ein übers andermal aus „Veränderung, Veränderung!“ Was würde er jetzt jetzt sagen? Denn seitdem ist wieder vieles anders, ganz anders geworden.

Das zeigt der erste Blick auf unser Haus und seine Umgebung. Wo früher der Pferdestall war, ist nun das Refektorium, unser Speisesaal, das alte Refektorium ist zum Postulantenzimmer geworden, die erste Notkapelle nebst Sakristei zum Bestiarium (Kleiderkammer), ein ehemaliges Magazin zur Kuhre usw. Die Priester haben jetzt eine eigene, bescheiden eingerichtete Wohnung; in dem vorher leeren Dachraum sind für mehr als 30 Personen primitive Schlafzellen eingerichtet worden. Unser Hauptschmuck aber bildet das neue Kirchlein, in welchem an Ostern ein schöner Altar aufgestellt wurde, während die beiden Seitenaltärchen noch provisorischen Charakter tragen. Kurz, aus dem ehemaligen Pächter-

hause ist ein Klosterchen geworden, zwar klein und bescheiden, doch immerhin ein religiöses Haus, das seinen Insassen ein stilles, friedliches Ohrbacht bietet.

Allzu hohe Ansprüche dürfen letztere allerdings nicht machen. Sowohl z. B. der Schuhmacher und Bäcker im Keller, zeitweilig auch noch der Schreiner und sein Gehilfe, obwohl er bereits Vorkehrungen getroffen hat, sich demnächst im alten Kuhstall häuslich niederzulassen. Auch der Schmied muß sich vorläufig noch mit einer in Eile aufgestellten Holzbude begnügen.

Nordwestlich vom eigentlichen Klosterchen sind die neuen Stallungen und Defonomiegebäude. Ihr Bau ergab sich von selbst. Wie schon mehrfach erwähnt, mußte beim Umbau des früheren Pächterhauses vor allem der Pferdestall, der genau den vierten Teil vom ganzen Hause einnahm, geräumt werden. Wohin nun mit den Pferden? Zunächst in den Kuhstall. Anfangs ging das schon, denn vom Mai bis November waren die Kühe und das meiste Jungvieh Tag und Nacht auf der Weide. Nur zum Melden wurden Morgens und Abends einige Kühe hereingeholt. Wie aber im Winter? Bis dahin mußten offenbar neue Stallungen da sein. Man baute sie etwas größer, denn es sollten darin zugleich die Futtervorräte untergebracht werden können. Letzes Jahr wußten wir z. B. nicht, wo wir unsern Roggen und Haser bergen sollten und sahen uns genötigt, im



Missionshaus St. Paul (von der Südostseite).

Freien mehrere Getreidehäuser anzulegen; ähnlich war es uns auch bei der Huernte ergangen. Das sollte künftig vermieden werden, zumal hier, in Holland, wo man mit so vielen Niederschlägen zu rechnen hat.

Eine wohl eingerichtete Defonome ist überhaupt für ein Missionshaus von großem Nutzen. Die Mehrzahl unserer Brüder-Postulanten sind ihrem früheren Berufe nach Landwirte, Gärtner und Handwerker, finden somit in einem derartigen Kloster eine ihren Kräften und Kenntnissen angemessene Beschäftigung und können zur Herbeischaffung der nötigen Subsistenzmittel vieles beitragen. Ist auch gegenwärtig unsere Gemeinde nicht gar groß — durchschnittlich 35—40 Personen —, so wird sie doch voraussichtlich unter Gottes Segen wachsen und sich mehren, zumal da künftig auch das Noviziat von Mariannhill nach „St. Paul“ verlegt werden soll, und wir uns mit dem Gedanken tragen, in absehbarer Zeit zur Heranbildung von Missionspriestern dahier ein eigenes humanistisches Gymnasium oder Scholastik zu errichten.

Vom jetzigen „St. Paul“ hoffen wir in Wälde unsern geehrten Lesern eine photographische Abbildung zeigen zu können. Ich denke, das Bild kann sich sehen lassen. Recht gut macht sich z. B. auch die über den neuen Defonomegebäuden angebrachte Windmühle. Sie repräsentiert für die Niederlande, wo man wegen des geringen Gefälles der Bäche und Flüsse mit einer gewöhnlichen Mühle nicht rechnen kann, die billigste Motorkraft und soll außer einer Schrotmühle auch noch eine Wasserpumpe, eine Dresch- und Häckselmaschine, sowie eine Band- und Kreissäge usw. in Betrieb stehen. Die Leistungsfähigkeit ist bei mittlerem Wind auf fünf Pferdekräfte berechnet.

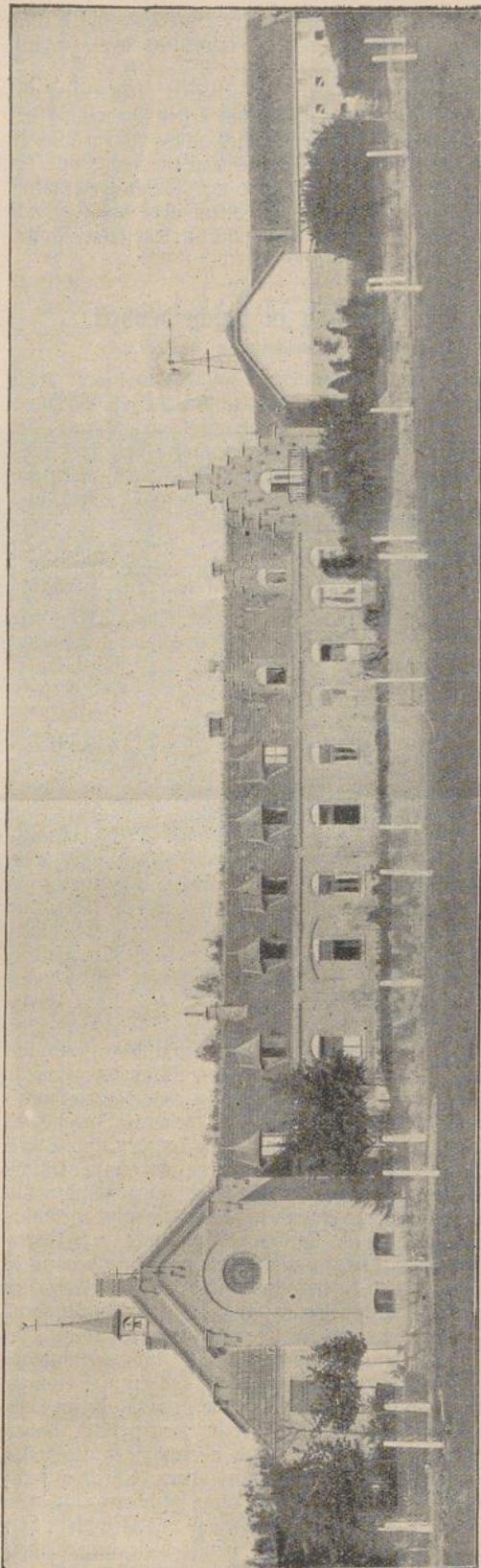
Auch die Straßen, Gärten und Felder rings um das Haus haben ein neues, besseres Aussehen bekommen. Der Gemüsegarten wurde um mehr als die Hälfte vergrößert. Hart daneben wurde ein Obstgarten angelegt, während rings um das eigentliche Klosterchen ein kleiner, schattiger Park kommen soll, der gegenwärtig allerdings kaum zur Hälfte fertig ist.

Alle diese Garten- und Feldarbeiten haben unsere Brüder und Postulanten mit Hilfe einiger weniger Tagelöhner ausgeführt. Laienbrüder aus Mariannhill, die zum Teil schon 20 Jahre und darüber in der afrikanischen Mission tätig waren, sind es gegenwärtig 9, Postulanten 20. Zwei der letztern wollen sich der Mariannhiller Mission als Priester eingliedern; der eine war bisher Weltpriester, der andere Kunstmaler und Photographe mit dem Reisezeugnis des Gymnasiums.

Von den 18 Brüder-Postulanten waren der früheren Beschäftigung nach 4 Landwirte, 2 Gärtner bzw. Garten-techniker, 1 Apotheker, 1 Klempner, 1 Fleischer, Sattler, Maurer, Maler, Schneider, Schlosser und Schreiner, 1 Maschinist und 1 Maschinenmeister für Illustrationen und Farbendruck.

Dazu kommen noch als Quasi-Postulanten 4 Studenten, sogen. verpätete Berufe, die von zwei hiesigen Priestern, dem H. K. Kanonikus Petrus Hochhardt und dem oben erwähnten Postulantenpriester, in dem humanistischen Fächern unterrichtet werden, während 10 andere, jüngere Leute, als Böblinge des Aloisianums in Lohr a. M. ihre Studien am dortigen Gymnasium betreiben.

Missionspriester, die mit der materiellen und geistigen Leitung des Hauses betraut sind, sind es gegenwärtig erst zwei. Ein dritter, speziell für den Unterricht im Englischen und Kaffrischen bestimmter Missionär soll



Missionshaus St. Paul (von der Seite), im Mai 1912, ein Jahr nach ihrer Eröffnung. Das Bild zeigt, wie aus einem vorhandenen holländischen Landhaus durch Umbau und Anbau einer Kapelle (links) ein Klosterchen geworden. Rechts im Hintergrunde liegen die neuen Gestaltungen für den Defonome-Betrieb.

Mitte Juni 1. J. aus Afrika hier eintreffen, wird also bis vorliegende Zeilen im Druck erscheinen, schon in „St. Paul“ sein.

„Bis hierher hat der Herr geholfen!“, so rufen wir voll Dank gegen Gott heute, am ersten Jahrestag der Gründung unseres Missionshauses, aus. Möge auch in Zukunft Gottes Segen über uns walten, möge uns der Herr die alten Gönner, Freunde und Wohltäter erhalten und viele neue zuführen, vor allem aber möge er uns schenken recht brave, tüchtige und seelenreiche Postulanten! Das walte Gott! —

Eine Umschau in Bescheidenheit.

Nach Max Steigenberger, b. g. R.

Zum voraus sei bemerkt, daß es uns ferne liegt, eine unbescheidene und indiskrete Razzia auf Missions-almosen anzustellen. Nein, wir erlauben uns nur, den Finger auf dies und das zu legen, in der tröstlichen Hoffnung, es würden sich dann die nötigen guten Gedanken und Vorsätze bei verständigen und edelgestimten Herzen von selbst einfinden.

Da gibt es zunächst Gaben, die aussageflogen sind. — Aehnlich jenem Professor, dessen Zuhörer in großer Zahl das Kolleg geschwänzt hatten, könnten wir auch von vielen Missionsgaben sagen: „Wir sehen viele, die nicht da sind!“ Wir denken hier an die vielen und großen Summen, die alljährlich von Tausenden rein zu ihrem leiblichen und geistlichen Schaden verbraucht werden.

Was wird oft zwecklos, ja zu direktem Ruin der Gesundheit verwendet auf Zigarren und Zigaretten, auf Naschereien, auf gewisse Arten von Spiel und Sport, auf Kleiderpracht und sonstigen eitlen Land, . . . fürwahr, wollte man all diese, zum großen Teil zwecklosen, ja direkt schädlichen und sündhaften Auslagen aller Klassen und Stände eines ganzen Landes für ein einziges Jahr zusammenstellen, man erhielte als Resultat Millionen und Millionen, die man alle mit viel besserem Nutzen und unendlich höherem Gewinn für Kirchen, Schulen, Missionen und sonstige charitative Zwecke hätte verwenden können.

Wir wollen damit keineswegs ein erlaubtes Vergnügen bekrallen und verwerfen, kurz nicht, was mit Maß und Ziel, innerhalb der rechten Schranken geschieht. „Ein Vergnügen mit Ehren, kann niemand verwehren“. Namentlich die Kinder und die gesamte Jugendwelt wollen und sollen ihre unschuldigen Freuden und Spiele haben. Es ist nicht gut, Kindern gar keine irdische Freude zu gönnen, es ist auch nicht gut, Kinder nur zur Sparsamkeit zu erziehen; wenn sie aber gewöhnt und gewöhnt werden, sich etwas Unnötiges zu verlagen, um mit dem Ersparnis eine Wohltat zu spenden, so ist das eine vortreffliche Erziehung und auch die Missionen fahren nicht schlecht dabei. Auch bei „älteren Knaben“ floßt unser Wort an, bei überdurstigen „Studios“, bei starken und teuren Rauchern, wie bei verständigen Damen, die selbständig genug sind, um einmal eine gesundheitsschädliche oder leichtfertige neue Mode zu überhüpfen, bei besonnenen Müttern, welche statt unvernünftig reichen Spielzeugs und übermäßigen Leckereien des ohnehin immer mehr entartenden „Christbaumes“ einiges Geld reservieren, um ihren Kindern eine neue Mark oder einen goldenen Fuchs in das Krippelein oder ins Osterfeuerlein zu legen, damit diese den Heidenkindern eine wahre Weihnachts- oder Osterfreude zu machen imstande seien.

Wir kannten einen Gelehrten, der hatte sich zu einer großen Ferienreise ein paar hundert Mark hergerichtet, die er als wohlvordiente Remuneration erhalten hatte. Einige Zeit vor der Abreise kam ein Missionsbischof aus China zu ihm und erzählte von der Not der Mission. Da gab der edle Mann sein ganzes Feriengeld dem Bischof und begnügte sich für dieses Jahr mit der guten Lust seines Gartens und den Spaziergängen in Feld und Wald seiner Heimat. Es war das eine heldenmütige Liebestat und wir haben kein Recht, zu erwarten, daß dieses Beispiel in so hochherzigem Umfange Nachahmung finde; aber es hat sich dabei der Gedanke an so manche losgelöst, die ohne Ende zu ihrem Vergnügen reisen, reisen und reisen. Wer weiß, wenn je mals an die oft himmelschreiende Not in den Missionen dächten, ob sie nicht hier und da ein größeres Vergnügen darin finden, mit einem Teil ihres Ersparnen Seelen für das Reich Gottes gewinnen zu helfen, als alle Reiche der Welt zu durchlaufen, um schließlich vielleicht innerlich doch nichts zu gewinnen, oder gar leerer heimzukommen, als sie ausgezogen.

Wir glauben auch, daß von manchen christlichen Vereinen durch die Richtnachahmung weltversunkener Corps und Gesellschaften noch etwas zu erübrigen wäre für den Durst und Hunger, die Krankheit und das Elend der Missionen naher und ferner hilfsbedürftiger Mitbrüder. Für den Katholiken lassen sich bei Vereinsfesten und Jubiläen auch edlere und seelenvollere Stiftungen denken, als dies meist der Fall zu sein pflegt. Die Bechränfung der Reise- und Festwut — Welch' eine große Summe könnte das geben! Aber — ich sehe sehr viele, die nicht da sind.“

Herzlichen Dank!

Für die vielen frommen Spenden und freundlichen Beiträge zum Unterhalte eines Lichleins vor der Herz-Jesu-Statue in Mariannhill sagen wir unsern geehrten Wohltätern und Wohltäterinnen unsern tiefsten, aufrichtigen Dank und ein herzliches „Vergelt's Gott!“

Wir gestehen offen, wir hatten die diesbezügliche Bitte in der Weihnachtsnummer des „Vergißmeinnicht“ mit einem Bangen gestellt, denn wir wissen recht wohl, daß auch in vielen anderen Anliegen der Mariannhiller Mission an den bewährten Opferinn unserer Wohltäter appelliert wird. Unser Staunen und unsere Freude war daher um so größer, als uns der ehrwürdige Vater Abt mitteilte, es seien auf unser Bittgesuch von verschiedenen Seiten ansehnliche Beiträge fürs ewige Lichlein vor dem Herz-Jesu-Altar unserer Stiftskirche eingetroffen.

O, nun brennt es wieder, dieses traute Liebesflämmchen, leuchtet und funkelt Tag und Nacht als Ehrenwächter vor dem göttlichen Herzen Jesu, und mahnet uns wie ein lebendiges „Sursum corda“ an den Spender alles Glückes und Trostes, an dessen liebeglühendem Herzen alle Menschenkinder Ruhe und Frieden finden, wenn sie nur wollen. Welch' ein Trost für uns alle, sagen zu können, wir haben im Tabernakel ein getreues, sorgendes, mitfühlendes und uns innigst liebendes Herz, das heiligste Herz Jesu!

„Ein getreues Herz zu wissen,
Ist des höchsten Schatzes Preis.
Der ist selig zu begrüßen,
Der ein solches Herz weiß.
Mir ist wohl im höchsten Schmerz,
Denn ich weiß ein treues Herz!“

Wenn die Weltfinden schon von einem menschlichen Herzen also reden, wie viel mehr gilt dies dann vom besten und liebenvollsten aller Herzen, vom heiligsten Herzen Jesu!

Geehrte Wohltäter, Ihr habt Euch das göttliche Herz Jesu zum Schuldner gemacht. Möge es Euch diese Schuld mit hunderten Zinsen zurückbezahlen! Brechen trübe, bange Stunden über Euch herein, so denkt an das ewige Lichtlein, das Ihr im Heidenland vor einem Herz-Jesu-Altare angezündet habt und fasset wieder neue Hoffnung, neuen Mut. Edes von Euch mag dann beten:

„Mir ist wohl im höchsten Schmerz,
Denn ich weiß ein treues Herz!“

Aber auch uns habt Ihr zu Schuldern gemacht, und wir werden es als heilige Pflicht erachten, namentlich vor dem Herz-Jesu-Altare diese unsere Dankesschuld

baldest darauf nach London. Hier wurden sie von einer zahllosen Volksmenge, Weißen und Schwarzen, mit unbeschreiblichem Jubel empfangen, man umarmte sie, fügte ihnen die Kleider und führte sie im Triumph der Kirche zu. Die vornehmsten Leute der Stadt stritten sich um die Ehre, sie zu beherbergen. Sie aber zogen es vor, sich in ihr Kloster zurückzuziehen, wo sie einige Wochen rasteten, um sich allmählich an das neue Klima zu gewöhnen. Später verteilten sie sich über das ganze Land.

Über den Erfolg ihrer Mission liegen keine speziellen Nachrichten vor, wohl aber blieb eine interessante Reisebeschreibung erhalten, welche von zwei hochverdienten Missionären stammt und die wir im Nachstehenden unsern Lesern wieder erzählen wollen. Die beiden eifigen Priester heißen Michael Angelo Quattini von Reggio und Dionysio Carli von Piacenza. Es ist erstaunlich,



Predigt in der Missionskapelle in Mariatal.

(Das Kirchlein ist aus Wellblech erbaut und innen mit dünnen Brettern verschalt.)

abzutragen und fleißig für Euch zu beten, daß der Herr Euch segne im Leben und im Sterben und daß er einst uns alle zusammenfüre zur „ewigen Unbetung“ im Himmel oben. Das gebe Gott!

Die dankbaren Brüder von Mariannahill.

was diese Männer in dem fremden heißen Lande alles durchgemacht haben; doch lassen wir das den Hochw. P. Dionysio Carli selbst erzählen. Er schreibt:

„Wir schifften uns, mit den nötigsten Reisebedürfnissen versehen, auf einer Barke ein und segelten hart der Küste entlang bis zum Flusse Dande, der die Grenze des Königreiches Angola bildet. An seiner Mündung hatten die Portugiesen eine Festung erbaut. Wir überreichten dem Kommandanten unsere Empfehlungsschreiben und ersuchten ihn um Träger für die Fortschaffung unseres Gepäckes. Er engagierte gleich dreißig Neger, die nicht nur unsere Habseligkeiten sondern auch uns selbst in sogenannten Hamaks tragen sollten, weil es uns nach seiner Ver sicherung unmöglich war, in dem heißen Lande in unserer schweren Ordensstracht zu Fuß zu gehen.“

Nach einem Aufenthalte von zwei Tagen machten wir uns auf den Weg. Straßen gibt es natürlich in diesen wilden Gegenden nicht, sondern nur schmale Fußpfade, sodass man immer im Gänsemarsche, einer schön hinter'm

andern, marschieren muß. Einige mit dem Gepäck beladenen Gäste gingen voraus, dann kam Michael Angelo in einem Hamak, ich selbst in einem Netz, denn das scheint mir die bequemste aller Sänten zu sein, endlich die übrigen Neger, die bestimmt waren, die vorderen abzulösen, wenn sie sich müde fühlten. Wir konnten uns nicht genug über die Schnelligkeit wundern, mit der diese Schwarzen trotz der schweren Last, die sie trugen, voranschritten. Sie trugen zu unserer Verteidigung auch Pfeile und Bogen bei sich und sollten uns bis zum nächsten Dorf — hierzulande Libatte genannt — bringen; dort sollten wir mit neuen Trägern versehen werden.

Der Makolonte oder Bürgermeister der Libatte, wie man ihn füglich nennen kann, kam uns jogleich entgegen und wies uns zwei der besten Hütten zur Wohnung an. Im ganzen Königreich gibt es fast keine aus Stein erbauten Häuser, sondern nur armeselige, mit Stroh oder Blattwerk gedeckte Lehmhütten, bei denen die Türe zugleich die Stelle der Fenster versehen muß. Die einzige rühmliche Ausnahme hiervon bildet nur die Hauptstadt San Salvador, wo sich die Portugiesen nach europäischer Art eingerichtet haben. Die Kleidung des Herrn Makolonte bestand aus einem Lappen von Palmfasern, der ihm als Vendenschürze diente, und aus einem bis auf den Boden reichenden Mantel aus europäischem Stoff von blauer Farbe, welch' letztere hier besonders beliebt ist. Seine Beamten und die Dienerschaft trugen schwarze Vendenschürzen, die übrigen Bewohner aber nichts als Palmblätter oder Affenselle. Draußen auf dem Feld und unter den Bäumen, wo sie auch vielfach lagen, begnügten sich viele mit dem bloßen Adamskostüm. Das Dorf selbst war ziemlich groß und zählte etwa hundert in bunter Unordnung durcheinander liegende Hütten. Uebrigens halten sich die Bewohner fast nur des Nachts hier auf. Unter Tags gehen die Männer und Burschen, die stets lustig und fröhlicher Dinge sind, spazieren, setzen sich wohl auch zusammen, lachen und schwatzen, oder singen und tanzen und vollführen dabei auf ihren armeseligen Instrumenten eine greuliche Musik. Die erwachsenen Frauen dagegen müssen hinaus aufs Feld, die Acker und Gärten zu bestellen. Die Mütter haben nicht selten ein Kind auf dem Rücken und ein zweites und drittes neben sich am Boden. Die übrigen Kinder, die schon ordentlich rennen und laufen können, treiben sich ohne jegliche Aufsicht, weiß Gott wo, herum, und Vater und Mutter kümmern sich so wenig um sie, als ob sie ihnen gar nicht gehört.

Gewöhnlich beschenkten wir, wenn wir in ein Dorf kamen, den Makolontes mit einem Rosenfranze aus Glasperlen, von den Eingeborenen Missangas genannt. Er hängte ihn in der Regel um den Hals; Taschen haben eben diese Leute keine. Nach Austausch der üblichen Höflichkeitsformen schickte er dann einen Neger im ganzen Dorfe umher mit der Weisung, die kleinen Kinder zur Taufe zu bringen, denn die größeren waren, da unser Orden schon gegen dreißig Jahre hier ansässig ist, bereits getauft. Wenn die Bewohner hörten, die Kapuziner, von ihnen Gramga-Tomet genannt, seien gekommen, dann eilten sie voll Freuden mit ihren Kindern herbei, sie taufen zu lassen. Als Almosen gaben sie Schürzen aus Palmfasern, kleine Mütchen, die hierzulande statt des Geldes dienen, wohl auch Hühner. Letztere waren einst von den Portugiesen in großer Zahl eingeführt worden, waren aber infolge der zahlreichen feindlichen Einfälle der Schagger sehr geschwunden.

Wir tauften am ersten Tage mit großer Freude gegen dreißig Kinder; es waren die ersten schwarzen Kinder,

an denen wir diese heilige Handlung vornahmen. Dann bat ich den Makolonte, er möge für den folgenden Tag die nötigen Vorbereitungen zur Feier des heiligen Messopfers treffen. Er schickte jogleich seine Leute aus, um Holz zu fällen und Palmblätter zu holen, woraus sie sehr geschickt ein schmückes Kapellchen nebst einem Altar erbauten. Die nötigen Paramente aber bringen wir Missionäre stets in einer eigenen Kiste mit.

Während mein Gefährte die heilige Messe las, ging ein Vate in der ganzen Gegend umher, die Leute zur seltenen Feier zu holen. Bald kamen sie in hellen Häusern dahin. Die Kapelle war allerding viel zu klein, sie alle zu fassen, allein da sie auf der Spitze eines Hügels stand, konnten wenigstens alle den Priester am Altare sehen. Nach der Messe stellten wir das Volk in zwei Reihen auf und hielten eine Predigt, welche von einem kundigen Dolmetscher sofort in die Landessprache übersetzt wurde. Dann spendeten wir den heiligen Segen und traten mit neuen Trägern die Weiterreise an. Das schwarze Wölchen aber hüpfte und tanzte vor Freude, spielte auf seinen Instrumenten, daß man es wohl eine Stunde weit hören konnte und gab uns eine Strecke weit unter endlosem Singen und Spielen das Geleite.

(Fortsetzung folgt)

Aus Clairvaux.

Von Schw. M. Maximiliana Diefenbach, C. P. S.

Am 30. Januar 1912. — Am 2. Weihnachtsfeiertage 1911 gingen dahier 38 Erstkommunikanten zum Tische des Herrn, und am gleichen Tage empfingen 7 Katholiken die heilige Taufe.

Die Kommunikanten hatten während ihrer Vorbereitungszeit einen seltenen Eifer in Erlernung des Katechismus gezeigt. Oft bis gegen Mitternacht saßen die Schulkinder beim kleinen Petroleumlichtlein ihres Schlafraumes und lernten mit allem Eifer die oft so langen und schweren Katechismusfragen auswendig. Von den älteren Frauen aber, die natürlich des Lesens nicht kundig waren, kamen manche im Laufe des Tages daher und batzen, ihnen ein Schulkind zu überlassen, um sich mit dessen Hilfe das Nötige einzuprägen.

In ihrem Ehrentage selbst trugen die Knaben einen gelben Kattunanzug und ein Sträufchen lebender Blumen auf der Brust. Die Mädchen gingen natürlich in Weiß; manches ihrer Kleidung hatte allerdings bei ähnlichem Anlaß wohl schon zehnmal Dienste gefan. Frisch gewaschen und gebügelt machen sie sich immerhin noch gut, wenn auch die Dauerhaftigkeit zu wünschen übrig läßt. Am meisten vermissten wir anständige Kopftücher; uner diesbezüglicher Vorrat ist klein, und überdies sind die Sachen so verblichen und verschlissen, daß man sie kaum mehr in Ehren verwenden kann.

Bezüglich der kirchlichen Feierlichkeiten, wie das Abholen in Prozession, die ergreifenden Ansprachen und schönen Lieder, das erbauliche Verhalten der Kinder usw. will ich mich mit der bloßen Andeutung begnügen, denn all das ist den Lesern des Bergfährmeinnicht aus ähnlichen früheren Berichten schon längst bekannt. Allgemeines Mitleid erregte beim Gang zur heiligen Kommunion ein etwa 16jähriger Junge, denn er mußte sich, weil bresthaft, auf zwei Krücken zur Kommunionbank schleppen.

In dem bescheidenen Mahle, das naher stattfand, nahm auch unser Hochw. Pater Superior Ildefons Wohlgenannt und der Missionär unserer Nachbarstation „St.

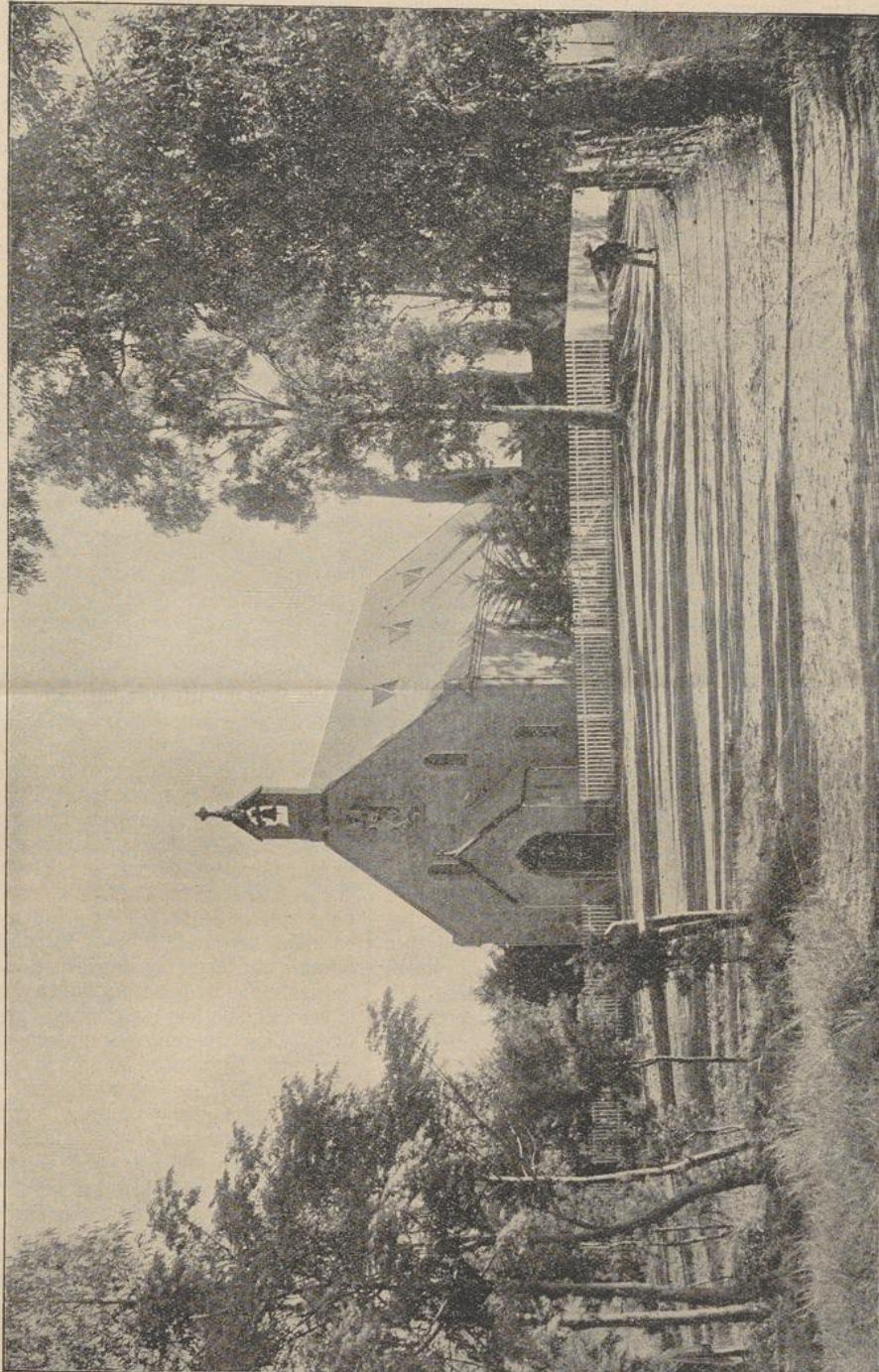
"Anna" teil. Im Laufe des Nachmittags aber fand sich im Festlokal fast die ganze Station ein und beglückwünschte die Kinder durch Überreichen von Bildchen usw. Ja, es war eine schöne, gnadenreiche Feier, die uns allen unvergänglich bleiben wird auf immer.

Leider kam uns bei diesem Anlaß die Armut unseres Missionskirchleins wieder so recht zum Bewußtsein; denn es besteht nur aus vier Lehmwänden mit einem Strohdach darüber, und letzteres ist so alt und morsch, daß an vielen Stellen der Regen durchdringt. Wir hätten gerne von weither frisches Deckgras geholt, allein die alten Wände sind so baufällig und schwach, daß sie keine neue Last mehr ertragen. Schon vom jetzigen Strohdach sind die dünnen Wände so schief und krumm gebogen, und b. i. jedem Regenwetter wird wieder eine gute Portion Lehm hinweggeschwemmt. Auch der Steinboden läßt viel zu wünschen übrig; er hat so viele schadhafte Stellen und Löcher, daß schon man her Neuling darauf zu Fall gekommen. Ist wirklich niemand mehr da, der für unser betlehemitisches Kirchlein noch ein Scherflein übrig hätte?

Endlich — man verzeihe mir meine Unbescheidenheit — möchte ich der Opferliebe unserer geneigten Leser und Leserinnen auch unsere armen schwarzen Schulknaben

empfehlen. Wenn man von afrikan. Verhältnissen liest, denkt man vielfach bloß an die große Hitze, die dort herrscht, und die meisten übersehen wohl, daß es in Südafrika, zumal auf den Bergen und auf den im Innern gelegenen Stationen zur Winterszeit bitter kalt

werden kann. O wie frieren da oft unsere armen Kinder in ihren dünnen, fadenscheinigen Hemdchen und Röckchen! Dazu gehen die meisten barfuß, und von einem Ofen ist bei uns keine Rede. Welche Wohltat wäre es



Missionskirche in St. Michael.

daher für dieselben, wenn ihnen jemand recht warme, wollene Kleider oder auch etwas Wollgarn zu Socken und Strümpfen schicken würde! Die Sachen brauchten keineswegs neu zu sein, es genügt, daß sie warm und gut erhalten sind. Minderwertige Kleidungs-

stücke dagegen würden sich bei den großen Transportkosten und den sonstigen Gebühren, die wir am Landungsplatz in Durban dafür entrichten müssen, nicht mehr lohnen. Man gestatte uns diese freimütige Bemerkung.

Für die Sommerszeit aber wäre uns mit einem größeren Quantum Baumwollstoffes schon sehr gedient, denn auf einer Missionsstation gibt es eben gar viele und mannigfache Anliegen und Bedürfnisse. Für das Zuschniden und das Nähen dieser Sachen wollten wir Schwestern schon selbst mit Freuden sorgen.

Hoffentlich habe ich nun mit all dem keine vollständige Fehlbitte getan. Für jede, auch die kleinste Gabe sage ich zum voraus in meinem eigenen Namen und in dem unserer armen schwarzen Schulkinder ein herzliches „Vergelt's Gott“.

Eine Eisenbahn-Katastrophe.

Mariannhill. — Pinetown ist bekanntlich unsere nächste Eisenbahnstation und ich hatte von dort als langjähriger Klosterkutscher schon unzählige Gäste, fremde und einheimische, nach Mariannhill zu befördern. Am 26. Juli 1910, also am Feste der heiligen Mutter Anna, hatte ich die Ehre, unsern Hochwürdigsten P. Abt nebst drei anderen unserer Missionspriester abzuholen.

Der von der Hafenstadt Durban kommende Zug lief pünktlich um $\frac{1}{2}7$ Uhr abends ein, unsere Reisenden bestiegen den Wagen, und nun ging es in flottem Trab, dem eine gute Wegstunde von hier entfernten Kloster zu. Nun kreuzt unsere Straße noch hart bei Pinetown die von Durban nach P. Maritzburg fühlende Bahnlinie, die hier ein doppeltes Schienengleis aufweist. Wohl bei 70 Zügen fahren hier Tag für Tag auf und ab, und es heißt hier beim Passieren des doppelten Schienenstranges wohl aufmerken; denn es wurde da zwar einmal eine Schranke angebracht, allein seit Jahren kümmert sich auf der, meist von Kulis bedienten Bahn kein Mensch darum, ob sie auch rechtzeitig geschlossen werde. Bei Tag und Nacht, jahraus, jahrein steht vielmehr die Barriere offen, und jeder Passant hat für seine Sicherheit selbst zu sorgen. Dazu kommt noch der Umstand, daß die von Maritzburg her kommende Bahnlinie kurz vor der genannten Kreuzung eine starke Biegung macht, sodaß man den zwischen einer hohen Böschung daherkommenden Zug erst in den letzten zwei Minuten zu Gesicht bekommt.

So kamen auch wir an jenem Abend kurz nach Verlassen der Bahnstation an die mehrerwähnte, gefährliche Kreuzung. Ich fand einen Zug auf dem Gleise; es war derselbe, mit dem meine vier Fahrgäste gekommen waren; er stand hier, denn es gab noch einige Wagen zu rangieren.

Kurz darauf war die Bahn frei. Ich treibe also die Pferde an und fahre hinüber. Aber, o Schrecken, in demselben Augenblick, da ich mit dem Wagen und den zwei Pferden noch auf dem ersten Bahngleise bin, taucht in der Richtung von Maritzburg her das Ungetüm einer Lokomotive auf, die in rascher Fahrt, ohne ein Zeichen zu geben, der Station Pinetown zufährt! — „Schnell, schnell, ein Zug kommt!“ ertönt es von den Lippen des P. Bernard, der als Letzter im Wagen saß. —

Was tun? Umkehren kann ich nicht. — Vielleicht ist es der von Johannesburg kommende Schnellzug, er fährt auf dem ersten Gleise, drum schnell hinüber aufs zweite! Instinktmäßig greife ich zur Peitsche und treibe die Pferde an. Doch nein, ich habe mich getäuscht, es

ist nicht der Schnellzug, sondern ein auf dem zweiten Gleise daherkommender Güterzug. Schon sind Pferde und Wagen beinahe hinüber, da erfaßt und zertrümmert die Lokomotive noch das rechte Hinterrad unseres Wagens. Die beiden Patres Bernard und Apollinaris werden rücklings hinuntergeschleudert, — ein zweiter Stoß, und auch mich, den Kutscher, wirft es herunter! Wo ich liege, weiß ich nicht, ich fühle nur, wie einen Moment eine schwere Last entsetzlich auf mich drückt. Es ist die Nabe des zertrümmerten Rades. Mit Aufbietung aller Kraft suche ich mich des Ungetums zu entledigen, das mir fast die Brust eindrückt. Es geht, noch halb betäubt stehe ich auf und eile zu den Pferden. Erst jetzt fühle ich einen brennenden Schmerz und merke, daß mir das Blut überall vom Kopfe rinnt. Ich höre, wie aus der Ferne, meinen Namen rufen. Es ist der Hochwürdigste P. Abt und sein Begleiter, P. Balduin Reiner, die sich meiner liebevoll annahmen. Ein paar Augenblicke später kommen auch die beiden andern Patres, die ich schon verloren glaubte, herbei; ich atme erleichtert auf, denn ich sehe, wir sind alle gerettet. Da schwindelt mir plötzlich abermals die Besinnung; wie ich endlich wieder zu mir komme, sehe ich mich im Hotel zu Pinetown und erblicke den Dr. Knight vor mir, den man eiligst herbeigerufen hatte. — Nun, ich konnte Gott danken! Diese Nacht mußte ich zwar in Pinetown bleiben, doch schon am nächsten Tag konnte ich nach Mariannhill zurück, und einige Tage später ging ich wieder meinen Berufsgeschäften nach, als wäre nichts geschehen. Wenn ich jetzt, nach mehr als Jahresfrist, die ganze Katastrophe an meinem Geistesauge vorüberziehen lasse, kommt mir immer klarer zum Bewußtsein, in welch hohem Grade wir uns damals des Schutzes Gottes und seines hl. Engels zu erfreuen hatten. Was wäre geschehen, wenn die Lokomotive unsern Wagen um eine einzige Sekunde früher erfaßt hätte? Wie wäre es den beiden Patres Bernard und Apollinaris ergangen, wenn sie bei ihrem Sturze vom Wagen zwischen die Räder des Eisenbahnzuges hineingekommen wären? Wie kam es, daß ich, der Kutscher, bei meinem Salto mortale durch das ganze Gewirre der Stränge und Stangen des Wagens glücklich hindurchkam, und daß mir die Radnabe nicht vollends den Brustkasten eindrückte? Wie kam es auch, daß bei all dem Schrecken die sonst so scheuen Pferde mit dem dreirädrigen Wagen und den beiden Patres, die noch darauf saßen, und die keine Zügel in der Hand hatten, nicht durchgingen und blindlings dem nächstbesten Abgrund zurannten? — Selbst die protestantischen Engländer, die sonst eine Sache sehr kühl zu beurteilen pflegen und nicht leicht an Wunder glauben, konnten nicht genug staunen, daß der Katastrophe kein Menschenleben zum Opfer gefallen war.

Ich selbst schreibe die Rettung meines Lebens namentlich der Fürbitte der hl. Mutter Anna zu. Ich hatte sie am Morgen des genannten Tages innig angerufen, sie wolle mich vor einem jähren, unversehenen Tod bewahren, allerdings, ohne zu ahnen, daß mir die Gefahr eines plötzlichen Todes so nahe stände.

Eines habe ich dabei neuerdings gelernt, wie schwer es nämlich sei, in einem solchen Augenblick einen Akt vollkommener Reue zu erwecken, wie das ja von allen Geisteslehrern für die Todesstunde angeraten wird. Ich frage jeden, der diese Zeilen liest, hat man bei einem so urplötzlich hereinbrechenden Unglück Zeit und die nötige Geistesgegenwart, sich durch fromme Akte auf den Tod vorzubereiten? Ich meinerseits gestehe offen, ich dachte damals an nichts anderes, als an meine Passa-

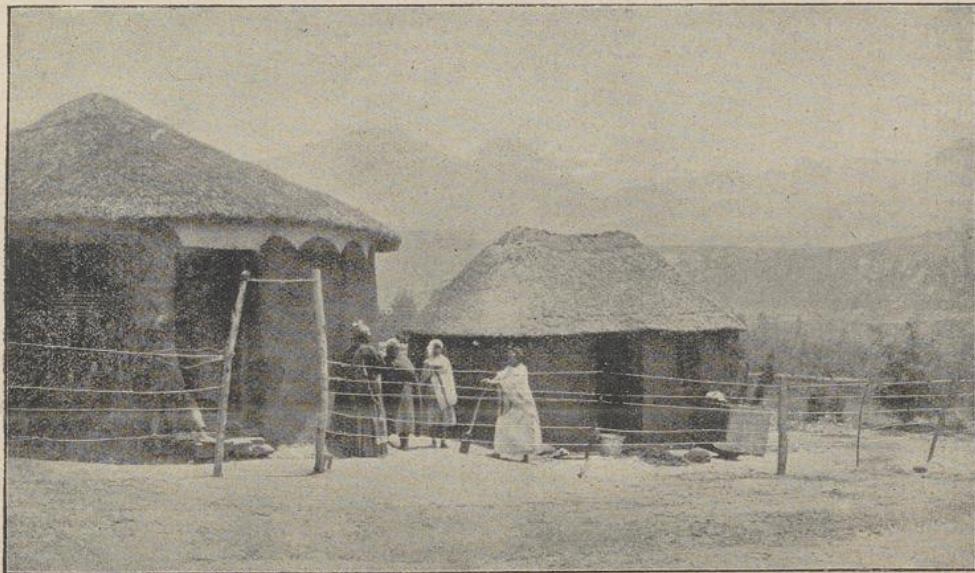
giere vor dem Ungetüm der schnaubenden Lokomotive zu retten. Da heißt es eben rechtzeitig sich bereit halten auf den großen Schritt, wollte man die Vorbereitung auf die Sterbestunde verschieben, wär's oft zu spät. Empfehlen wir uns auch an jeden Morgen dem Schutze Gottes und seiner Engel und Heiligen, und wenn wir bei diesem Gebete auch jener gedenken, die im Laufe des Tages in eine große Lebensgefahr geraten werden, so über wir dadurch sicherlich ein Werk wahrhaft christlicher Nächstenliebe.

Bruder Majol, R. M. M.

Nachtrag. Wollte schon längst aus Dankbarkeit gegen die hl. Mutter Anna unsere merkwürdige Rettung im „Vergißmeinnicht erzählen“, allein es kam immer wieder etwas dazwischen; jetzt aber, da bald der zweite Jahrestag jener Begebenheit nahe ist, glaubte ich damit nicht länger zögern zu dürfen.

hörte. Bald erschien der Stationsschaffner, Bruder Michael Meirner, hieß mich freundlich willkommen und brachte mir frischen Apfelwein, der mir ausgezeichnet mundete. Es war der erste Apfelwein, den ich in Afrika zu kosten bekam. Dann suchte auch ich den Strohsack auf, fand aber lange keinen Schlaf; denn um diese Zeit (Dezember und Januar) ist es in Südafrika außerordentlich heiß, und ich hatte mich auf der Reise stark erhitzt.

Am nächsten Morgen stärkte ich mich durch die hl. Kommunion und sah mir dann die Station näher an. Sie gefiel mir ganz außehnend gut. Das Kirchlein ist zwar etwas niedrig und nur aus Wellblech aufgeführt, aber hübsch geschmückt und recht praktisch eingeteilt. Die Brüder haben eine gesunde, lustige Wohnung, hart an der großen Landstraße, die von Kofstad über Tropo nach



Christenwohnung bei Marizell.

Eine Rundreise in Südafrika.

Von Br. Maurus, R. M. M.

(Fortsetzung.)

Am 11. Dezember 1910 mußte ich wieder den Wanderstab ergreifen und Abschied nehmen von Detting. Ich hatte nämlich inzwischen Order bekommen, nach Loteni oder „St. Anna“, in der Nähe der Drakensberge, zu gehen, das gegen 30 Stunden von dort entfernt ist.

Von High-Flats bis Tropo benützte ich die schon früher erwähnte schmalspurige Bahn, die recht bequeme, lustige Wagen hat und sich in beständigen Schlangenwindungen durch die vielen Berge und Täler hindurchwindet. Es war schon abends 7 Uhr, als ich in Tropo ankam. Von da hatte ich eine gute Wegstunde bis Mariatal, früher Blitzberg genannt, denn es hat eine hohe Lage und schaut weit in die Lande hinein. Ich ging zu Fuß und griff tüchtig aus; das Gepäck hatte ich auf der Bahnstation zurückgelassen. Dennoch war es Nacht, als ich müde und durstig auf der Missionsstation anlangte.

Die Brüder hatten sich schon zur Ruhe begeben; dieses Schweigen herrschte auf der ganzen Station, nur der wachsamer Haushund lärmte gewaltig, als er mich kommen

Pietermaritzburg führt, während die Schwesternwohnung unten im Tale liegt. Die Kinder, zumal die Schulmädchen, wohnen dagegen in einfachen mit Stroh gedeckten Notbauten. Die bescheidenen Mittel erlaubten eben bisher nichts Besseres. Rings um die Station sind ansehnliche Pflanzungen und Waldanlagen, meist Wattelbäume aufweisend, und mitten darin liegt der schöne, stille Friedhof, in dem Brüder, Schwestern und eine Menge schwarzer Neubefahrer in friedlichem Verein den Tag der Auferstehung erwarten. Auch einen Weinberg fand ich, desgleichen einen ziemlich großen Obst- und Gemüsegarten. Letzterer stand unter der Pflege der Schwestern. Nur der Eingeweihte weiß, welche Mühe und Arbeit es kostet, um in der afrikanischen Wildnis all dies ins Leben zu rufen und auf die Dauer zu erhalten.

Gegen Mittag wanderte ich hinab nach St. Isidor, einer Filiale von Mariatal, das eine Wegstunde davon entfernt, unten im Tropotale, liegt. Es herrschte gerade eine afrikanische Hitze, und ich mußte ordentlich schwitzen. Doch reute es mich keineswegs, den kleinen Abstecher gemacht zu haben, denn ich fand daselbst ein recht nettes, idyllisch gelegenes Heim: eine schöne Mühle, Stallungen, ein kleines Missionshaus und ein hübsches

Kapellchen mit einem eigenen Priester. In St. Isidor wird zum Unterhalte der Schulen in Mariatal meist Landwirtschaft getrieben. Die drei Brüder, denen es an Arbeit keineswegs fehlt, bauten Mais, Bohnen, Kürbisse und Kartoffeln. Sie leben in ihrer Einsiedelei überaus glücklich und friedlich zusammen, und würden, glaube ich, trotz ihrer Armut mit keinem Könige tauschen. Ich habe mich an allem recht erbaut und wanderte gegen drei Uhr nachmittags die steile Anhöhe hinauf wieder Mariatal zu.

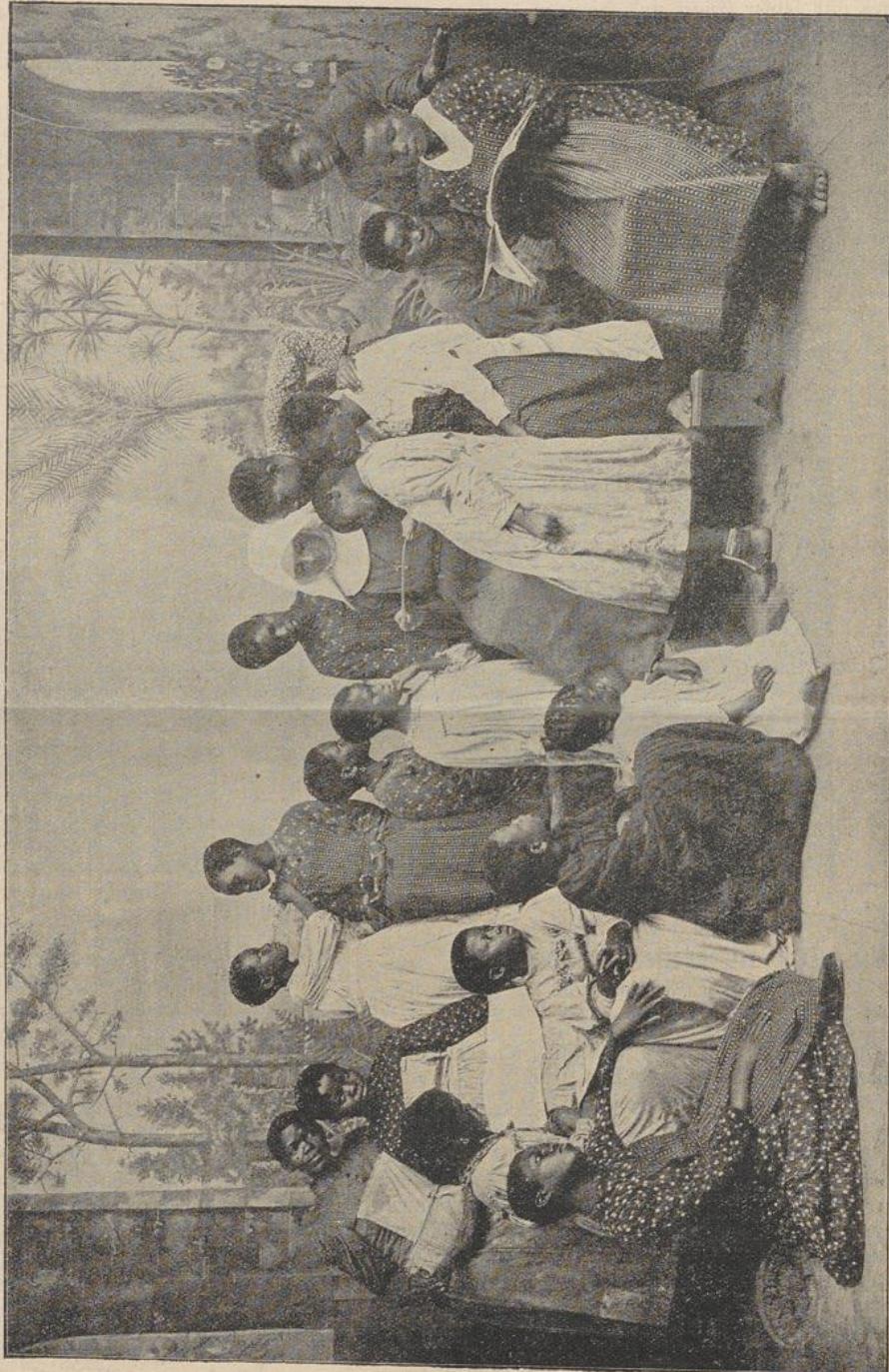
Um nächsten Tag ging es sogleich nach der hl. Messe nach Tropo, der nächsten Bahnstation. Der Zug ging meist durch Weideland; zeitweilig kam eine englische Farm mit etwas Wald und Feld zum Vorschein. Der Hauptbesitzstand war Vieh, zum Teil sehr schönes, von England importiertes, Devons und Schorthorn.

Leider hat inzwischen die sogenannte Beckenpest oder das Ostküstenfeuer furchtbar damit aufgeräumt. Von vielen Hundert Stück Vieh ist kaum ein Dutzend übrig geblieben. Den Boden fand ich ziemlich gut. Das beste Land ist immer von den Weißen in Beschlag genommen. Die Schwarzen aber sind meist in abgelegene Schluchten und Täler zurückgedrängt, wo sie in einsachen, riesigen Bienenfürchen nicht unähnlichen Kraals wohnen und neben-

an etwas Land kultivieren. Sie leben arm, sind dürtig gekleidet, scheinen sich aber ruhig in ihr Los zu fügen.

Um 11 Uhr war ich in Donnybrook, von hier hatte ich noch eine kleine halbe Stunde zu Fuß nach unserer

Missionsstation Kewelaer. Kewelaer liegt sehr schön, wenige Schritte von der nach Polela führenden Straße und ist rings von Obstgärten und einem Wattelwäldchen umgeben, was ihm einen eigenartigen Reiz verleiht.

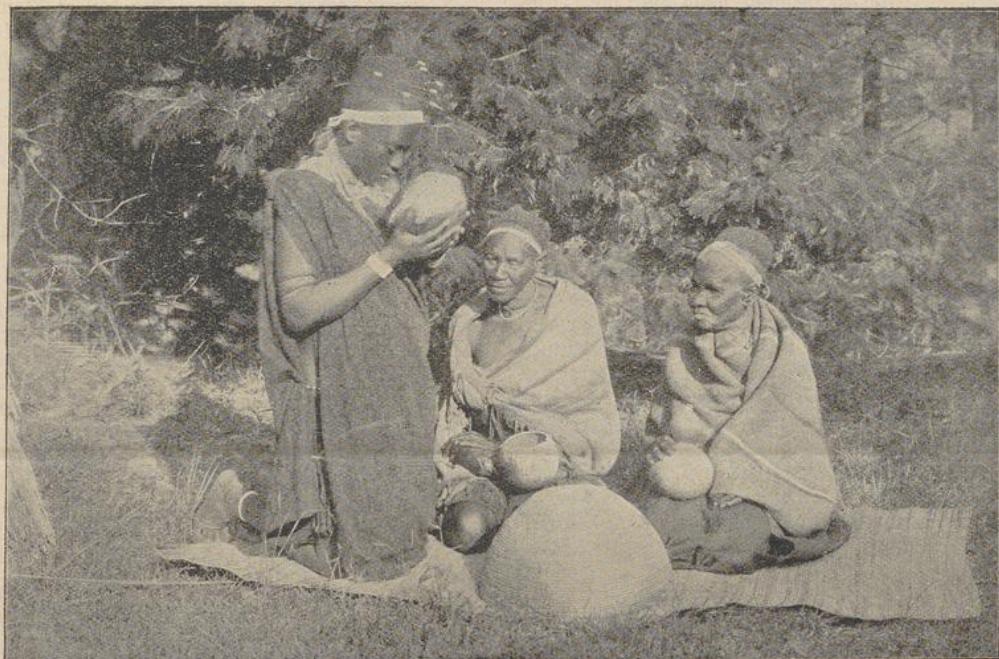


Es hat ein neues schönes Kirchlein, wo sich's so gut beten und betrachten lässt, und ein einfaches, kleines Missionshaus, während sich die Schwestern mit recht primitiven Räumlichkeiten begnügen. Auch eine kleine Schule ist dort, deren Kinder mich durch ihr freund-

liches, wohlgesittetes Benehmen ebenso erbauten, wie jene in Detting und Mariatal. Ich wäre recht gerne hier geblieben, doch der Ordensmann hat keinen freien Willen; meine Obedienz lautete nach Loteni, oder „St. Anna“, wie es inzwischen umgetauft wurde.

Donnerstag, den 15. Dezember, ging es nach Reichenau; von dort war es noch eine gute Tagreise nach Loteni. Ich machte den Weg hoch zu Roß in Begleitung des Hochw. P. Gereon, Superioris von Nevelaer. Es sollte ein kleiner Fußritt für mich werden. Beim Aufsteigen kam ich schon zu Fall, denn ich war mit dem langen Habit am Sattel hängen geblieben, und als es später bald im Trab, bald im Schritt langsam fürbaß ging, ritt ich mich schon in der ersten Stunde wund und mußte trotzdem noch weitere drei Stündchen

bestellten Gärten und Felder. Man baut dort Weizen, Gerste und Hafer, pflanzt Kürbisse, Bohnen und Kartoffeln, allein unter vielen Schwierigkeiten und Opfern. Der Reingewinn ist wahrlich nicht groß. Der Weizen zum Beispiel ist in den Aehren recht klein, auch die Körner sind klein und eingeschrumpft. Der Bruder Müller sagte mir, daß er zu einem Sack Mehl drei Sack Weizen brauche. Sehr oft richtet der Polelaßluß, der die ganze Farm in unglaublichen Windungen durchzieht und daher bei Hochwasser leicht über die Ufer tritt, großen Schaden an. Ein anderesmal vernichtet ein schwerer Hagelschlag die ganze Ernte, oder man hat Mühe, die Frucht einzuhimsen, weil gerade um die Erntezeit, im Monat Januar, die schwersten Regengüsse niedergehen. Kurz, der Hindernisse gibt's genug.



Kaffernweiber mit Trinkgefäßen.

auf meinem hohen Sitz aushalten. Wie gerädert, ganz steif und lahm kam ich endlich nach Reichenau. Hier nahm mich Bruder Ephrem, der dortige Krankenwärter, in die Kur, doch dauerte es noch geraume Zeit, bis die schlimm entzündeten Wunden vollständig geheilt waren. Ein Gutes hatte übrigens mein Nebel doch: Propst Gerard in Mariannhill nahm Abstand, einen solchen Reiterhelden nach dem fernen, gebirgigen Loteni zu schicken, und beorderte mich wieder heim nach Mariannhill, wo ich hinter dem Kochtopf viel sicherer stehe und in allem viel besser daheim bin, als irgendwo auf einer unserer Stationen. Uebrigens blieb ich noch mehrere Wochen im schönen Reichenau und hatte somit Zeit genug, mir alles genau anzusehen.

Reichenau liegt im großen, weiten Polelatale, hart neben einem schäumenden Wasserfall. Seine schönste Bierde ist die von unsrern Brüdern aus Sandstein aufgeführte Kirche; auch die übrigen Gebäude sind meist aus Bruchsteinen aufgeführt, denn zur Ziegelfabrikation fehlt es am nötigen Brennholz. Für den Fleiß seiner Bewohner, der Brüder und Schwestern sowohl, wie der Schulkindern und schwarzen Arbeiter zeugen die wohl-

Das Klima ist gesund, zur Winterszeit allerdings etwas kalt und rauh, fällt doch zuweilen der Thermometer bis zu 10 oder 12 Grad unter Null. Immerhin ist Schneefall selten, denn im Winter (Mitte Mai bis Ende August) gibt es nur ausnahmsweise Niederschläge, und falls es schneit, pflegt der Schnee in wenigen Stunden wieder zu schmelzen, wenigstens unter Tages, sobald die Sonne höher steigt. Auf den nahen Drakensbergen dagegen, die sich mit ihren zackigen Gipfeln in langer Kette der ganzen Nordseite entlang erstrecken, sieht man oft mehrere Monate hindurch, zuweilen sogar noch in den Sommermonaten November und Dezember schwere Schneemassen liegen. Uebrigens verleihen gerade diese Berge der ganzen Missionsstation ein ganz eigenförmliches Gepräge; ich habe selten ein schöneres Panorama gesehen, als hier, in Reichenau.

(Schluß folgt.)

Heimweh.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

Czenstochau. — Die Liebe zur Heimat ist jedem Volke eigen. Bei einigen Nationen scheint sie allerdings

ganz besonders stark und übermächtig ausgeprägt zu sein. Heimweh kann zur förmlichen Krankheit werden, ja zum Tode führen. Von der Sehnsucht nach dem fernen Heimatlande singt der Dichter:

„Sie ist's, die mit herber Flamme
Des Polen-Flüchtlings Herz verzehrt,
Und die dem Sohn von Judas Stamme
Im Tod die Füße ostwärts fehrt.“

Und von dem Schweizer, der zu Straßburg auf der hohen Schanz den heimatlichen Gruß des Alphorns zu hören wähnt, fügt er bei:

„Von den Klängen, von den Wogen
Wird er in seinen Tod gezogen.“

Hätte Geibel unser schwarzes Volk gekannt, so hätte er in seinem vielzitierten Gedichte wohl auch die Zulus genannt, denn auch ihre Heimatliebe ist erstaunlich groß. Wie oft sehen wir das bei unsern schwarzen Schulkindern. Kommt da so ein fastanienbraunes Käffchenbüblein oder Mägdlein aus freiem Antrieb und den denkbar schönsten Gründen zur Missionsschule. Sein Entschluß, hier zu bleiben, um zu lernen und ein Kind Gottes zu werden, steht felsenfest. Doch siehe, kaum ist es vom elterlichen Haufe —, in der Regel eine alte, rauhgeschwärzte Käffernhütte! — einige Tage fort, da beginnt schon der Sangesfrohe Mund zu verstummen, das Köpfchen senkt sich tiefer und tiefer, und aus den Auglein stiehlt sich Träne um Träne. Armes Kind, wie traurig blickt es doch in die Welt! Es schmeidt ihm weder Essen noch Trinken, es kann nicht beten, nicht arbeiten, nicht ruhen, und Nachts kommt kein erquickender Schlaf mehr in seine Augenlider, es hat nur noch einen Gedanken: fort, fort von hier, zurück in den trauten, heimatlichen Kraal, zurück zu Vater und Mutter und den lieben Geschwistern! — Gottes Gnade allein vermag solche an Heimweh kranke Kinder zu halten, und bei manchen dauert es lange, bis diefer schwere innere Kampf ganz und für immer überwunden ist.

Manche kehren auch zurück. Tobi z. B., unser aller Liebling, von dem ich früher einmal erzählte, konnte es hier beim besten Willen auf die Dauer nicht aushalten. Eines Tages lief sie aus der Schule fort, mit Allgewalt zog es sie heim, heim ins liebe Vaterhaus. Wohl kommt sie jeden Sonntag zur Kirche und bleibt dann vor dem Schulhause, worin sie so viel Schönes und Gutes gesehen und gelernt, eine Weile sinnend stehen, dann aber greift sie wieder nach der Hand der Mutter und geht mit ihr eilends heim.

Auch erwachsene Käffern bleiben vom Heimweh nicht verschont. Viele Tausende ziehen da hinauf nach Johannesburg, um in den Goldfeldern schnell eine hübsche Summe Geldes zu verdienen, doch mancher von ihnen kommt schon nach kurzer Frist wieder zurück. Die Liebe zur Heimat hat's ihm angetan; er kann in der Fremde nicht weilen. Vor seinem Geistesauge steht beständig der heimatliche Kraal. Da kennt er jeden Baum und jeden Strauch, und jeder Fußbreit Landes ist ihm heilig. Ja selbst im Traume umgaufeln ihn diese Bilder, er ist wieder daheim bei den Eltern und Geschwistern, geht hinaus in die Zippbahn zu seinen Ochsen und Kühen, er trinkt mit der hohlen Hand aus der klaren Quelle und sieht die heimatlichen Berge und Täler . . . Das macht ihn frank, frank an Leib und Seele; drum packt er seine sieben Sachen zusammen und sagt der „Goldstadt“ samt all ihrem schnöden Gewinn für immer Lebewohl. Die Heimat geht ihm über alles.

Es liegen da vor mir zwei Briefe auf dem Tisch, die ebenfalls das Heimwehr diktiert hat. Von wem sind sie? Von einer gewissen Willibaldia, einem recht guten, verständigen Marienhausmädchen, das von unserm Hochw. P. Superior von Czenstochau nach Mariatal geschickt wurde, um in der dortigen Mädchenschule als Hilfslehrerin zu wirken. Sie fand dasselbst die denkbar freundlichste Aufnahme, und alles bemühte sich, ihr das neue Heim so angenehm als möglich zu machen. Trotzdem wurde sie gar sehr vom Heimweh ergriffen. Kaum war sie ein paar Tage fort, da kam schon der erste Brief. Er war an Schwester Koletta, die Leiterin des Marienhauses gerichtet, und wir alle wunderten uns über die blumenreiche Sprache der Schreiberin. Sie hatte vor ihrer Taufe „Fahlwaise, die Verborgene“, geheißen, und machte diesem Namen alle Ehre, denn sie pflegte sich dem stillen Veilchen gleich mit Vorliebe zurückzuziehen und im Verborgenen zu halten. Wie fand sie nun auf einmal so viele Worte?

„O Ma, meine liebe Mutter,“ so schrieb sie, „wie bin ich doch so fern, so fern von Dir! Wo ist mein Heim, meine schöne, traute Heimat? Tag und Nacht geht dahin, und ich sinne und sinne. Meine Augen finden keinen Schlaf und am hellen Tag ist's mir, als ob ich träumte. — Was ist doch das, was mir die Sonne so dunkel macht, und den Mond so helle? — Es geht mir doch hier so gut, alle sind lieb und freundlich gegen mich, und dennoch will mein Herz nicht warm werden. Es friert mich in innerster Seele. Die Sonne hat hier keine Kraft, die Vögel singen kein munteres Lied, alles ist so stumm und düster . . . O Mutter, wachend und träumend sehe ich nur Dich und meine lieben Freundinnen im schönen Marienhause von Czenstochau.“ (Dieses Wort hatte sie mit Pünktchen und Blümchen verziert.)

„Mein Heimweh wächst und wächst! Schon ist es höher als der Umlabeni-Berg bei Czenstochau, und der Tränen, die ich im stillen, Nachts, ganz heimlich weine, sind so viele, als Blätter auf den Bäumen. Ich weiß nicht, ob ich jeweils wieder lachen können, denn meine Glieder sind müde und matt, wie die einer hochbetagten Greisin. O, ich habe keine Lieder mehr. Ngiyini, ngiyini mina? Was ist doch mit mir? Nur einen Punkt sehe ich deutlich und klar, es ist die Straße, der Weg, auf dem ich hierher gekommen, und der auch zurückführt nach meiner schönen, schönen Heimat!“

So lautete Willibaldas erster Brief. Ich dachte wieder an Geibels Gedicht, wo er schreibt:

„Ich saß auf zackigem Fels und lauschte,
Ob nicht aus Nord ein Lästchen rauschte. —
Das jog ich durftig atmend ein,
Als ob's mich tief erquiden müßte.
Es konnte ja zur fernen Küste
Ein Gruß aus der Heimat Wälder sein.“

Im zweiten Brief beteuerte Willibaldia zunächst wieder, daß sie so liebenvoll behandelt würde, und daß auch die Kleinen, die sie unterrichten durfte, so brav und folgsam seien, und ihr viele Freude machen, desgleichen dankte sie der Schwester Koletta für das schöne Bildchen, das sie ihr zum Namenstag geschenkt, und für alles Gute, das sie ihr jeweils erwiesen, dann aber fügt sie traurig bei: „Inhlizio yami ayiko la, mein Herz ist nicht hier, denn es ist erfüllt von schwerem Heimweh. Doch, Mutter, ich hoffe, wir werden uns wieder sehen; und das soll dann eine Freude sein, größer als jede andere. Wie mein Scheiden von der Heimat

der größte aller Schmerzen war, die ich je empfunden, so wird bei meiner Rückkehr die Freude maßlos sein und mir allen Schmerz verjüßen und bemeinern.

Lebt Schwester M. Engelberta noch? Ich schicke viele Grüße an sie, meine kleine Mutter. Grüße mir auch Viktoria und Emereatia, meine guten Freundinnen im Marienhaus und sage ihnen, daß ich sie um ein „Ave Maria“ bitte. Inkosi ibe nawe, der Herr sei mit dir! Ich bin es, der dieses schreibt, ich, Dein Kind, Willibalda Mfize.“

Auf der Fahrt nach Triashill.

Vom Hochw. P. Ignaz Krauspenhaar, R. M. M.

Am 6. Februar 1912 trat ich im Auftrage meiner Obern die Fahrt nach Triashill in Rhodesia an. Vor

Weise bemerkbar gemacht und durch ihr Krähen und Gackern die Nachtruhe gestört hätten.

Sonst ging es, zumal im Anfang, ganz gut. Die Nacht war wunderschön! Die Sterne leuchteten am dunklen Firmament, im Gras und Busch blitzten und leuchteten ganze Scharen großer und kleiner Leuchtkäfer auf. Das war ein Funfeln und Flimmern so feenhaft, als ob der Sternenhimmel einen Silber- und Goldregen über die weite Landschaft ausgespülten hätte. Allmählich begann das Bild des bekannten südafrikanischen Urwaldes: viel niedriges, zwerghaftes Gebüsch mit Grasparzellen dazwischen. So ging es lange fort.

Einer nach dem andern von uns Passagieren richtete sich ein Plätzchen zum Einschlafen zurecht, und bald schienen sie alle dieser Welt entrückt zu sein. Ich selbst hatte es mir auf einem Säckchen bequem gemacht, merkte



Ein kühles Plätzchen in der afrikanischen Sommerhitze.

Durban bis Beira, wo ich Montag, den 12. Februar, mit der Flut in die Reede einlief, ging es per Schiff; von hier bis Rusapi sollte ich die Bahn benützen, doch ging der nächste Passagierzug erst Freitag, den 16. genannten Monats, ab. —

Was tun? Sollte ich vier Tage in Beira müßig sitzen bleiben, oder etwa den nächsten Güterzug nehmen und auf eigenes Risiko 30 Stunden im Gepäckwagen zu bringen? Ich wollte möglichst bald am Ziele sein und entschloß mich, das fiebereiche Beira schnellstens zu verlassen. Mit etwas Proviant versehen, nahm ich um 6 Uhr abends auf einer Seite des Gepäckwagens Platz. Ich hoffte, der einzige Passagier zu sein, doch sah, außer einigen Herren, die ich schon vom Schiff her kannte, sogen in einer Ecke, hart eingezwängt, noch eine ganze Anzahl gefiedelter Reisegenossen, gegen die ich gewiß nichts einzuwenden gehabt hätte, wenn sie sich nicht für die Geruchsorgane in sehr unangenehmer

aber leider erst am kommenden Morgen, daß es mit Salz gefüllt war, das, weil es etwas im Regen gelegen hatte, einige unwillkommene Abdrücke auf den Kleidern zurückließ.

Ich sah hinaus in die weite Landschaft; immer noch dasselbe Bild: afrikanischer Urwald in der ganzen Runde, soweit das Auge nur reichte. Nur war das Gehölz jetzt viel dichter und höher geworden. Wahre Baumriesen ragten da aus dem undurchdringlichen Dickicht auf, und ich will gerne glauben, daß hier noch Elefantenherden ihre breiten Straßen ziehen, das Nashorn durch das Dickicht schleicht und der Löwe auf nächtliche Raubzüge ausgeht. Der Zug fuhr ziemlich schnell. Bahnhöfe oder sonstige Haltestellen gab es nicht viel. So ging es fort den ganzen Tag und die folgende Nacht, bis wir endlich 4 Uhr morgens nach Rusapi kamen.

Ich fuhr aus dem Halbschlummer auf, und als ich

die Türe öffnete, empfing mich ein jugendlicher Missionär, unser guter P. Bonaventura Fädel, der eigens von Monte-Cassino herabgekommen war. Wir fuhren noch einige Meilen weiter bis in die Nähe einer kleinen Missionsstation. Hier hat sich eine Gemeinde von Katholiken gebildet, die sich ein eigenes Kapellchen erbaut hatten. Heute sollte das erste hl. Messopfer darin gefeiert werden. So kam ich also gerade zur Kirchweihe!

Es war noch ganz finster, als wir austiegen. Es ging querfeldein; ein Engländer, an dessen primitiver Farm wir vorüberkamen, ließ uns trotz der nächtlichen Ruhestörung bereitwilligst eine Laterne. Weiter ging es durch Sumpf und Moor und hohes Gras eine englische Meile nach der andern, bis wir endlich das neue Padua, wie die Station heißen soll, erreichten. Das Kapellchen ist nach den landesüblichen Begriffen

Schutzenpatron erweisen möge. Erst am Nachmittag trafen wir Bruder Maximin mit dem Mauleselgespann in Rusapi, daß uns beide glücklich nach Triashill brachte, von wo aus ich den geehrten Lesern des „Vergizmeinnicht“, vor allem meinen lieben Freunden und Bekannten in der Heimat die besten Grüße sende.

Aus Triashill.

Vom Hochw. P. Adalbero Fleischer, R. M. M.
(Schluß.)

November 1911. — Es ist heuer ein bitteres Notjahr hier, rings weitumher. Die armen Schwarzen müssen harten Hunger leiden. Ihre Maisvorräte sind bereits vielfach zu Ende und noch ist nicht einmal der so ersehnte Regen eingetreten, um die neue Ernte zu be-



Siegenidyl in Natal.

ganz nett, sauber aus Lehm gebaut, mit Stroh gut gedeckt und mit Sand und Kuhdünger zementiert.

Bald kamen auch die Schwarzen aus nah und fern herbei, legten ihre Hütte aufs Kirchendach, stellten die Ussagais an die Wand und gingen dann hinein, um mit ihrem Katechisten das Morgengebet zu verrichten. Dann hielt Pater Bonaventura eine Ansprache, der zwei hl. Messen folgten. Während dieser ganzen langen Zeit verhielt sich das schwarze Volk so still und lautlos, daß es jedermann erbaute. Die Leutchen scheinen überhaupt recht guten Willen zu haben. Es kommt ja manchmal vor, daß sich ein Schwarzer mehr des zeitlichen Vorteiles willen dem Christentum nähert, doch hier dürfte das kaum zutreffen. Einen Lehrer, einen braven, eingeborenen Burschen, haben sie ständig bei sich, allein sie verdienten, daß auch ein Priester sie öfters besuchte, als das bisher wegen Mangel an Missionspersonal der Fall war. Möge der Herr Arbeiter in seinen Weinberg senden!

Das war also die Kirchweihe unserer neuen Missionsstation Padua, an der sich der hl. Antonius als mächtiger

stellen. Wie viele Monate wird noch bitterer Hunger gelitten werden müssen! Schon jetzt, wenn ich hinausgehe auf die Außenstationen, begegne ich vielen hungerigen Wanderern, die mit leeren Säcken ihres Weges ziehen und auf die Frage „wohin?“ zur Antwort geben: „Zu unsern Verwandten und Freunden, denn wir haben zu Hause nichts mehr zu essen.“

Vor ein paar Tagen waren drei Leute auf meinem Zimmer, darunter auch ein kleines Schulkind. Die Sprache kam auch auf das Essen und die Hungersnot. Auf meine Frage erfuhr ich, daß keines von ihnen — sie waren aus verschiedenen Hütten — noch das Geringste am Tage gegessen hatte. Es war aber etwa 3 bis 4 Uhr nachmittags. Nebrigens bin ich überzeugt, daß es so sehr vielen ergibt, nicht bloß einzelnen. Die nächste Zeit wird aber die Lage nicht bessern, sondern eher verschlimmern. Die Schwestern sagten mir fürzlich, daß die Schul Kinder vor Hunger den Schweinen das Futter aus dem Eimer wegnehmen. Ich habe denn auch den Auftrag gegeben, daß in dieser teuren Zeit den Schweinen kein Mais mehr gegeben werde.

Dagegen habe ich mich im Vertrauen auf gute Herzen in Europa dazu entschlossen, etwas zu tun in der Notlage. Etwa 100 Säcke Mais hat uns unsere Schwesternstation Monte-Cassino besorgt, aber das reicht bei weitem nicht bis zur nächsten Ernte. Ich habe deshalb jetzt nochmals 100 Säcke gekauft — auf Schulden —, was freilich über 1000 Mark macht. Auf diese Weise denke ich unsere Böblinge, fast 100, durchzubringen. Würde ich sie heimschicken, so würden sie bloß ihren hungernden Angehörigen die spärlichen Bissen wegessen. Auch würde ihr Seelenzustand keinen geringen Schaden dadurch erleiden; bei uns sind sie in christlicher Atmosphäre, draußen in den Kraals wären sie wieder allem Einflusse und allen Gefahren des Heidentums ausgesetzt.

Aber nun bitte ich auch im Namen und um des Herzens Jesu willen: Helft den Hungernden! Es ist kein Geringerer als Jesus selbst, der in ihnen leidet, der durch sie fleht. Denkt an den Tag des furchtbaren Gerichtes, wo Jesus dann zu Euch sagen wird: „Kommt zu mir; denn ich war hungrig und ihr habt mich gespeist.“ Ich bitte also, mich zu entschuldigen, wenn ich unter solchen Umständen die als Katechetengeld bisher zugesandten Beträge als zur Stellung der Hungersnot anrechte. Sollte aber ein Wohltäter mit dieser meiner Abänderung nicht einverstanden sein, so bin ich auf Mitteilung hin ohne weiteres bereit, seine Gabe zum ursprünglich bestimmten Zwecke aus unserer Kasse wieder zu entnehmen. Ich werde so viel zu helfen suchen in der traurigen Zeit als ich kann. So manches arme Kind von einem Kraal in der Nähewohnt jetzt bei uns, arbeitet bei uns und ist mit uns. Freilich muß ich den Unsern sagen: „Seid sparsam mit dem Kochen und Essen, sonst muß ich euch nach mehreren Monaten heimschicken.“ Noch möchte ich bemerken, daß die Leute es wahrlich verdienen, unterstützt zu werden. Sie zeigen so guten Willen für den christlichen Unterricht, sind so ergeben in ihr hartes Geschick, kommen so fleißig selbst weite und beschwerliche Wege zur Mission, daß es einem wehe tut, sie hungern zu sehen und ihnen nichts geben zu können.

Was endlich unsere Station am Platze selbst betrifft, so hat sich ihr Aussehen seit etwa Jahresfrist um ein Bedeutendes zu ihren Gunsten geändert. Es herrscht überall reges Leben. Ein weitausgedehntes Gartenland bebauen die Schwestern mit den Mädchen im Wasser-



Übergabe der Schlüsselgewalt an den hl. Petrus, von Giotto.

reichen Tal. Dazu blickt oben auf der Höhe ein an gehender Wald hernieder und verleiht dem ganzen Bilde einen harmonischen Abschluß. Am oberen Ende des Gartenlandes ist die Ziegelei, wo unsere Burschen etwa 70 000 Ziegeln gefertigt haben bis zur Stunde; am

unteren Ende des Gartens steht das kleine Häuschen mit dem Widder für unsere Wasserleitung, an der eben Bruder Zacharias die letzte Hand anlegt. Oben auf der Höhe gegenüber dem Wälzchen sprengt Bruder Cassian mächtige Steinblöcke, um Vorarbeit für unsere künftige Kirche zu tun. In der Schule verrichtet Bruder Aegidius solide Arbeit. Konnte doch kürzlich der Herr Schulinspektor uns ein gutes Zeugnis ausstellen und bemerken, daß unsere Schule neben den schon 10 Jahren existierenden englischen und amerikanischen Schulen die größte im Maßbonaland sei und zugleich mit jenen verdiene, aufgezählt zu werden! F. Mahr aber, der so unermüdlich junge Lehrer auszubilden sucht und Lehr- und Gebetbücher in der EingeborenenSprache verfaßt, leistete der Mission unschätzbare Dienste. Noch sind zu erwähnen die beiden Schulschwestern, die redlich ihren Teil beigetragen haben zur Ausbildung der Schuljugend und zum Ausfall der guten Prüfung.

Wir dürfen Gott innigst danken, der uns so vorangeholfen hat, obwohl er uns nicht versucht hat mit mancherlei harten Prüfungen. Ja, es hat mich kürzlich der Regierungsbeamte gefragt, ob es denn wahr sei, daß wir unsere Farm wieder aufgeben wollten. Gewiß, es mag wohl manche geben, die es wünschen möchten, wohl am meisten der böse Feind, der Widerjäger Gottes und aller heiligen Unternehmungen. Es werden andere auch denken, nach den harten Schicksalsschlägen, die uns der Reihe nach treffen, müssen wir bankrott werden. Doch wir selbst sind weit entfernt von solchen Gedanken. Der alte Gott lebt noch und unsere teure Mutter Mariannahill läßt ihre Tochter in der Ferne, St. Triashill, nicht im Stiche! Ich traue mir aber auch hinzuzufügen: Und die guten Freunde und Wohltäter unserer armen, aber so hoffnungsvollen Mission werden die alten bleiben und immer wieder den Kreuzer in der Tasche finden, der bei uns so rar ist und der für uns eine wahre Rettung bedeutet.

Nachtrag: Noch muß ich wenigstens ein paar Zeilen schreiben über „St. Barbara“, die größte Nebenstation auf unserer Farm. Bruder Flavian opfert sich daselbst ganz auf. Es hat in den letzten Monaten einen so bedeutenden Aufschwung genommen, daß es fast nicht mehr zu erkennen ist. Die alte Schule wurde vergrößert und höher gemacht; sie dient jetzt ausschließlich als Kirche. Daneben, in einiger Entfernung, erhebt sich jetzt die neue Knaben- und Mädchen Schule. Auf einer kleinen Anhöhe ist ein prächtiges Steinhäuschen für den Priester gebaut; auch der Kirchhofplatz ist schon bestimmt. Was aber die Hauptfache ist, alt und jung kommen fleißig zum Unterricht, mehr denn 50 werden nächstens auf Weihnachten getauft. Nach Triashill ist durch wochenlange Arbeit all der vielen Schulkinder eine prächtige Straße hergestellt. Eine Brücke über den Fluß, der die Schule von den meisten Kraals trennt und den Schulbesuch in der Regenzeit so sehr behindert, wird in diesen Tagen in Angriff genommen. Gebe Gott zu allem seinen Segen!

Auf der Aehrenlese beim Amakusa-Stamm.

Von Br. Gerold Heller, R. M. M.

(Schluß.)

Ezenstochau. — Balthasar fuhr fort und sagte: „Jetzt bin ich trotz meiner Blindheit und meiner unheilbaren Krankheit dennoch ganz glücklich in meinem Herzen. Das weiße Kleid der Seele, das ich soeben in der hl. Taufe bekommen, will ich wie einen Schatz be-

hüten, um es niemals zu verlieren. Sollte ich jemals von dem Verlangen nach dem Heidentum und seinen schlimmen Gebräuchen angefochten werden, so darf ich nur an die Todesangst denken, die mich erschreckt, als mich der Wasserstrudel in die Tiefe reißen wollte! — Nein, Baba, ich will meinem heiligen Glauben treu bleiben und all mein Leid mit Geduld tragen, denn ich weiß, in Wälde komme ich hinauf in die herrliche Stadt, in den Himmel. Euch aber, meine Freunde — so fuhr er gegen seine schwarzen Landsleute gewendet fort — euch ermahne ich, daß ihr doch ebenfalls zu den Alma-Roma geht. Ja, gehet zu ihnen in die Predigt und den christlichen Unterricht und lasset euch taufen! Sie werden euch den Weg zu der schönen Stadt zeigen, die ich im Traume gesehen, und werden euch und euren Kindern auch das weiße Kleid geben, ohne das niemand in den Himmel kommen kann.“

Der Kaffer hält bekanntlich ungemein viel auf Träume. Begreiflich also, daß die Worte des Blinden in Verein mit der erhebenden Tauffeierlichkeit, von der sie soeben Zeugen gewesen, einen mächtigen Eindruck auf die Anwesenden machten. Sogleich drängten sich einzelne Mütter mit ihren Kindern an den P. Missionär heran mit der Bitte, er möge die Kleinen taufen, damit sie das weiße Kleid der Seele bekämen.

„Sind sie frank?“

„Nein, das nicht, aber wir haben gesehen, daß von dem Wasser, das du in deinem Fläschchen mitgebracht, etwas übrig geblieben ist; auch sind heute unsere Männer abwesend. Benütze also die Gelegenheit, und tauße die Kinder, denn wenn die Männer zurückkommen, möchten sie es vielleicht nicht erlauben.“

„Nein, meine lieben Leute, so schnell geht die Sache nicht. Bringt mir eure Kinder, wenn sie etwas größer sind, zum Unterricht in die Missionsschule. Haben sie dann das Nötige gelernt, so will ich sie gerne taußen nicht aber heute.“

Doch nicht nur Frauen und Kinder, auch einige junge Männer und Burschen batzen um die hl. Taufe. „Wie?“ fragte der Missionär erstaunt, „ihr wollt getauft werden? Wo seid ihr denn im christlichen Glauben unterrichtet worden?“

„Unterrichtet hat uns niemand, Baba, aber siehe, wir gehen öfters nach Johannesburg und arbeiten daselbst unter der Erde in den Goldminen. Wie leicht könnte uns da ein Unglück begegnen, sodaß wir sterben müßten, ohne die Taufe empfangen zu haben.“

„An Taufe ist bei euch noch nicht zu denken; christlichen Unterricht aber wollen wir euch erteilen. Jede Woche soll ein Umsfundisi der Alma-Roma hierher kommen. Wollt ihr seinem Unterrichte beiwohnen?“

„Ja, ja, wir wollen es!“

„Und in welchem Kraale soll er lehren?“

„Bei mir, bei mir!“ — Jeder bot seine Hütte dazu an und rühmte deren Vorteile. Wir benützten mit Freuden die günstige Gelegenheit und wählten eine Hütte aus, die so ziemlich im Zentrum aller Kraale gelegen ist.

Nun war es aber Zeit, daß wir allmählich an die Rückkehr dachten. Zuvor gab es noch allerlei interessante Zwischenfälle. Der blinde Balthasar bedankte sich herzlich für die hl. Taufe, sein gutes Enkelkind aber, daß ihn so treulich verpflegte, hatte noch ein großes Anliegen. „Umfundisi,“ sprach der Knabe zum P. Missionär, „du bist der Induna (Minister) des großen Königs. Wenn nun mein Großvater stirbt und in die schöne Stadt kommt, die er im Traume gesehen, so

trage doch Sorge dafür, daß er auch immer sein Bier zu trinken bekommt. Siehe, er ist dies gewohnt und es ersezt ihm zur Hälfte die Nahrung. Bekäme er es nicht, so würde er bald Langeweile bekommen in der großen Stadt." — Man tröstete den guten Jungen, der Großvater würde im Himmel oben alles Gute bekommen, was er nur immer wolle, und würde sicherlich an nichts Notleiden.

Nun trat auch Maligopo heran und erkundigte sich nach den neuen Namen, welche die drei Almatschla bei der hl. Taufe bekommen hatten. Man sagte sie ihm nochmals vor; er sandt sie sehr schön und interessant, doch leider konnte er sie nicht gehörig aussprechen. Seine südländische Zunge konnte die vielen „R“ und sonstigen unmittelbar auf einander folgenden Konsonanten nicht nach Wunsch formulieren. Er erlaubte sich daher eine kleine Umänderung und nannte sie: „As-pala, Meschiola, Balthasa“, was auch bei den übrigen Schwarzen allgemeinen Anklang fand.

Wir ließen uns die Pferde bringen und ritten fort, nachdem wir den guten Leuten versprochen hatten, in Bälde wieder zu kommen. Einige Männer und junge Burschen gaben uns eine gute Strecke weit das Geleite. Auf Wunsch des Missionärs kehrten sie endlich um; nur einer, der 35jährige Piva trabte traurig noch eine Weile nebenher. Er hatte offenbar noch etwas auf dem Herzen. Auf die Frage, was ihn drücke, erwiderte er treuherzig:

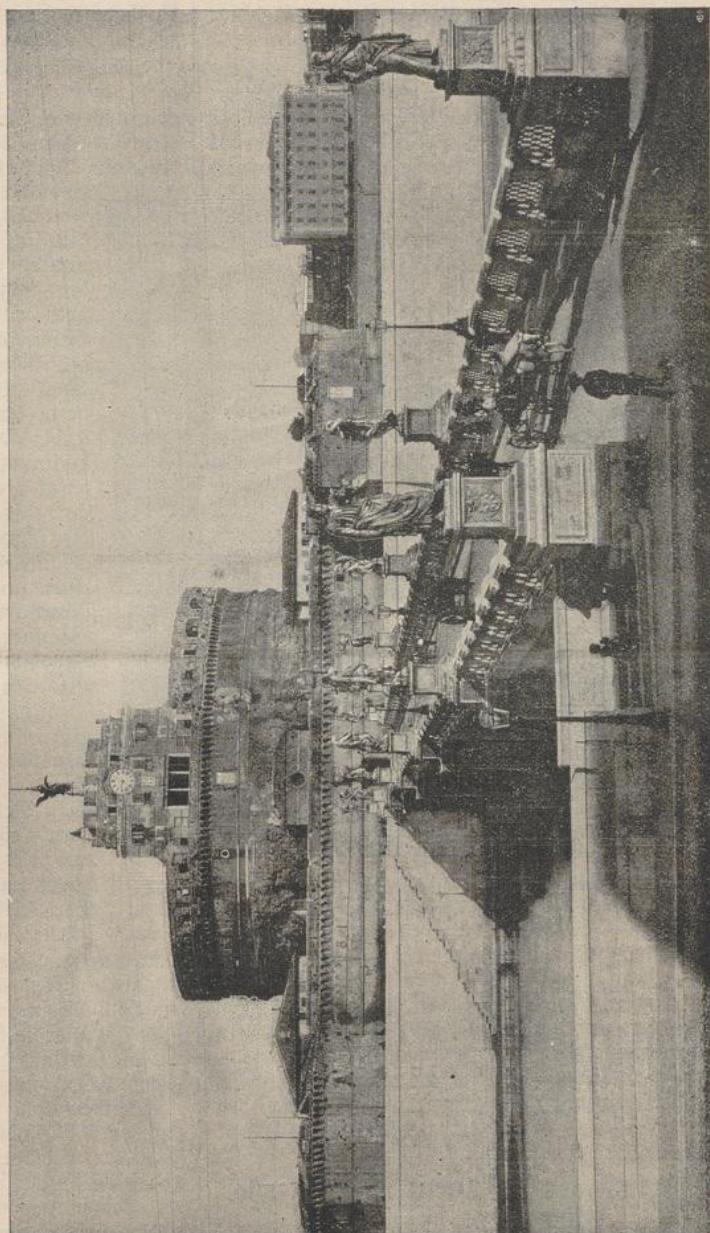
"O Baba, Cica, mein guter Vater, ist vor 14 Tagen gestorben. Er war nur drei Tage frank gelegen. Ich, sein ältester Sohn, wollte euch Alma-Roma rufen, er aber verbot es mit großem Unwillen. So ist er ohne Gott und ohne Taufe gestorben. Ach, ich mußte weinen über das Schicksal meines Vaters, als ich heute das große Glück der drei Almatschla sah. Ich selbst, Baba, bin auch schon frank. Sieh nur meine geschwollenen Füße an; ich werde nicht mehr lange leben. D'rum tauft mich gleich heute, damit mir nicht etwa das gleiche Unglück passiert, wie meinem Vater."

Getauft wurde unser Piva nun allerdings nicht, aber man gab ihm eine so tröstliche Antwort, daß er beruhigt nach Hause ging.

Seit jenem Tage ist unser guter Anfang für die Mission unter dem Almatscha-Stamme gemacht. Gleich im ersten Monat kamen mehrere Kinder von dor in unsere Missionschule, vier kleinere wurden in Todesgefahr getauft, und die neu errichtete Katechetenstelle

wird fleißig besucht. Zum Glück ist der gegenwärtige Häupiling oder Chief ein Freund der katholischen Mission und wünscht aufrichtig, daß seine Untergebenen Christen werden und ihre Kinder in die Missionschule schicken.

Einen überaus guten Eindruck macht es immer auf



Die Engelsburg.

die heidnischen Käffern, wenn sie sehen, daß wir uns so liebevoll und uneigennützig der Kranken und der alten Leute annehmen. Das wirkt noch mehr als die beste Predigt. Wollte sich ein Missionär bloß der Jungen und Gesunden annehmen, so würde er bei seinen Arbeiten wohl wenig Erfolg haben. Die Armen und Kranken ersiehen ihm Gottes Segen; an Gottes Segen aber ist alles gelegen.

Nun will ich für heute Abschied nehmen von meinen geehrten Lesern. Hoffentlich ist es mir gelungen, ein klein wenig ihr Interesse zu gewinnen für den Amakusa-Stamm. Möge es uns gegönnt sein, in Zukunft daselbst nicht nur eine spärliche Lehrenlese, sondern eine reiche, gottgesegnete Ernte zu halten. Zu diesem Zwecke empfehle ich die dortige Mission der Fürsprache und dem besonderen Schutz der hl. drei Könige Kaspar, Melchior und Balthasar.

Nachtrag. — Inzwischen ist einer dieser drei Neubefehlten, Kaspar Mdumela, gestorben. Am 15. Januar 1912 ist er still und friedlich im Herrn entschlafen. Leider war die Entfernung zu weit, als daß man die Leiche hätte auf den christlichen Friedhof nach Czenstochau ver-

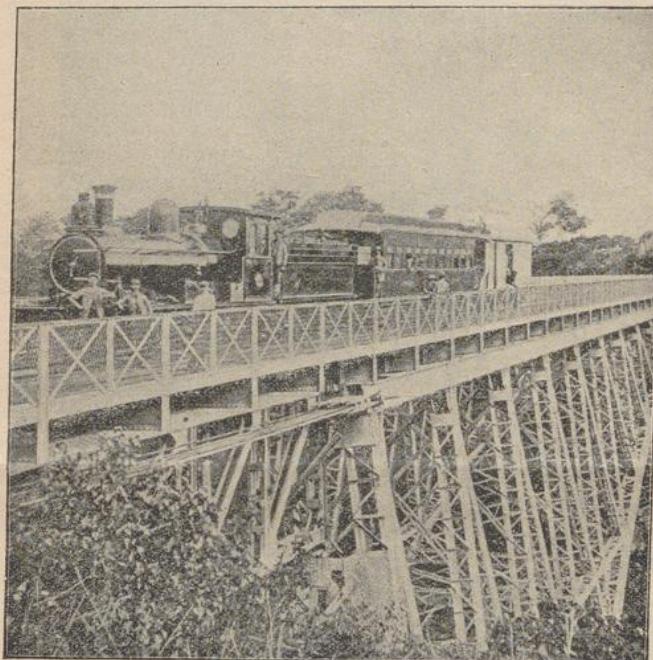
Tagen durch eine Menge anderer Missionsarbeiten in Anspruch genommen.

Als die Schwester spät abends zurückkam, berichtete sie mir, sie habe dem Knaben nach Beibringung der nötigsten Glaubenswahrheiten die Taufe gespendet, und zwar auf den Namen Joseph Lukas. Der Kleine sei schwer krank und habe sie dringend um die hl. Taufe gebeten, daß sie geglaubt habe, nicht länger zögern zu dürfen. Das war am 18. Oktober 1909. —

„Wie Gott will,“ dachte ich, und ahnte damals noch nicht, wie lange der Knabe noch leiden müsse, um sich eine noch viel schönere Krone für den Himmel zu verdienen. Zehn Tage später kam ich selbst nach Pamphoni. Ich fand den Knaben in seine Decken eingewickelt am Feuer liegend. Er hatte große Freude, daß ich zu ihm kam, beteuerte, wie glücklich er sich fühle, daß er nun getauft und ein Kind Gottes sei, und zeigte mir auch den Sitz seiner Leiden. Mitten im Rücken hatte er im Kreuz ein mehr als faustdickes Geschwür, das beständig Eiter ergoß. Die gräßliche Wunde ging tief hinein und hatte schon edlere Organe angefressen. Der Arme hatte Knochenfraß und Rückenmarkschwindsucht; selbst der Arzt in Umtinto hatte jede Hoffnung auf Rettung aufgegeben. Das Aussehen des Kranken war bleich und hager; er war bis auf die Knochen abgemagert, und die schwarzen Augen blickten aus den eingesunkenen Höhlen ganz geisterhaft, wie aus einer anderen Welt hervor. Trotz alledem sprach ein glücklicher Zug aus dem schmalen Gesichtchen. Gottes Frieden wohnte in seinem Herzen und ließ diesen „kleinen Job“ all seine Leiden vergessen.

Ich gewann den guten Knaben bald ungemein lieb, denn er zeigte, obwohl erst seit wenigen Tagen getauft, ein ungemein großes Verständnis für die Wahrheiten unserer heiligen Religion. Ich unterrichtete ihn daher noch besser, sprach zu ihm vom lieben Gott und der Herrlichkeit, die seiner im Himmel harre und holte dann die Taufzeremonie nach. Der Kleine war ganz Aug' und Ohr und faltete gar andächtig seine schwarzen Händchen zum Gebete. Beim Abschied dankte er mir leuchtenden Auges und bat mich, ihn bald wieder zu besuchen. Seiner Bitte schlossen sich auch die noch heidnische Mutter und einige seiner Geschwister an, dann ritt ich fort, auf dem Heimweg bald in diesem, bald in jenem Kraale vorschreitend.

Seitdem kam ich öfters in jene Gegend. Es war ein neues Missionsfeld, ich wollte schauen, was mein schwarzer Katechet in der Zwischenzeit gearbeitet habe, und selbst durch Unterricht und persönlichen Verkehr mit den Leuten nachhelfen. Selbstverständlich besuchte ich dabei auch jedesmal unsern kleinen Dulder Joseph Lukas, der sich immer sehr freute, wenn der Umfundist (Missionär) im weißen Kleide zu ihm kam, um ihn zu segnen und mit ihm zu beten. Ich wunderte mich oft, daß der Kleine überhaupt noch leben konnte, denn die Wunde in seinem Rücken war schauderhaft anzusehen. Welche Schmerzen mußte der arme Knabe haben, und dennoch kam nie ein Wort der Klage über seine Lippen und sah ich nie eine Träne über seine Wangen fließen; im Gegenteil, er lobte Gott und war mit seinem Schicksal ganz zufrieden. Ich kann nicht sagen, wie sehr mich



Eilzug über die große Sambesi-Brücke in der Nähe der Victoria-Häle in Rhodesia.

bringen können. Er wurde daher bei seinem Kraal bestattigt.

Bruder Eduard hat sein Grab mit Blumen bepflanzt, schön eingefasst, und darauf das Zeichen des Heiles, ein einfaches hölzernes Kreuz, errichtet.

Kaspar war der erste Erwachsene aus jener Gegend, der die hl. Taufe empfing, er war auch der erste, den der Herr zu sich in die Ewigkeit abgerufen. R. I. P.

Die Erbarmungen des Herrn will ich ewig besiegen. Ps. 88, 1.

Vom Hochw. P. Erasmus Hörner, R. M. M.
(Fortsetzung.)

St. Michael. — Mitte Oktober 1909 brachte ein Christ hierher die Meldung, bei Bobotscha am Pamphoni sei ein schwerkranker, etwa zehn Jahre alter Knabe, der die hl. Taufe wünsche. Ich schickte zunächst unsrern Katecheten und später eine Missionschwester in Begleitung eines Knaben hin, um zu sehen, welcher Art die Krankheit sei, ob noch Heilung möglich wäre, oder ob Gefahr auf Verzug bestände. Ich selbst war in jenen

der Kleine erbaute; manchmal fühlte ich mich ihm gegenüber geradezu beschämt, denn ich weiß nicht, ob ich ein ähnliches Kreuz ebenso geduldig und sturmütig tragen könnte, wie dieser Kafferknabe.

War ich manchmal längere Zeit ferne, dann ließ er durch Bekannte und Verwandte bitten, der „Umfundis omhlope“ (der weiße Missionär), möge doch bald wieder zu ihm kommen, ihn unterrichten, mit ihm beten, mit ihm vom lieben Gott reden und ihn segnen. Was trieb doch den kleinen Joseph Lukas zu solchen Bitten an? Offenbar die Gnade Gottes, die in so hohem Grade in ihm wirksam war.

So verging eine Woche nach der andern, ein Monat nach dem andern. Es wurde Neujahr, es kam die hl. Fastenzeit, und noch immer litt der kleine Dulder auf seinem Schmerzenslager. Am 27. April 1910 feierte ich zum erstenmale das hl. Messopfer in Pambimoni, und zwar in einer Hütte, die nur zehn Minuten von der Wohnung unseres kleinen entfernt war und seinen Verwandten gehörte. Dabei ereignete es sich, daß die Mutter des Kraalbesitzers, Mgetshwana mit Namen, im Augenblick der hl. Wandlung ein schönes weißes Kind (Mta ka' Nkulunkulu = Gottes Sohn) zu sehen glaubte, worauf sie nebst mehreren andern sofort ins Katechumenat eintrat. (Siehe Bergkämmeinrich, 29. Jahrgang Seite 36.) Möglich, daß Lukas, der kleine Dulder, vielen seiner Verwandten die Gnade des hl. Glaubens verdiente. Tatsache ist, daß sich in jener Gegend die Christen und Katechumenen beständig mehren.

Gelegentlich eines Besuches im Monat Juli bat mich der Kleine, ich möchte ihn nach unserer Missionsstation St. Michael mitnehmen. Vater und Mutter gaben bereitwillig die Zustimmung, mir aber war es leider unmöglich, auf diesen Wunsch einzugehen, denn wir haben für männliche Personen kein geeignetes Krankenzimmer, geschweige denn ein Krankenhaus. Dazu kam die Unmöglichkeit, den schwerkranken Knaben mit seiner gräßlichen Wunde auf einer primitiven Tragbahre über alle diese Berge und Schluchten drei bis vier Stunden weit zu transportieren. Ich glaube nicht, daß wir ihn hätten lebend hierher bringen können.

Der kleine Dulder sollte übrigens bald auf andere Weise erlöst werden. Der himmlische Vater wollte ihn in die ewige Heimat aufnehmen. Am 24. August 1910 kam ein Bote mit der Meldung: „Lukas liegt am Sterben“; am folgenden Tage, am Fest des hl. Ludwig, schlummerte der Knabe still und friedlich hinüber ins bessere Leben. Ich hoffe an ihm einen kräftigen Fürsprecher am Throne Gottes bekommen zu haben.

Als ich wieder die hl. Messe in Pambimoni las, bat mich seine Mutter, das Grab ihres Kindes einzusegnen. Es lag wenige Minuten vom Kraale entfernt, unter einem schattigen Baume. Ich segnete den Grabhügel ein und richtete dabei an die Umstehenden, die meist noch Heiden waren, einige Worte. Bei solchen Anlässen schlägt jedes Wort besser ein, denn die Herzen sind da weicher und empfänglicher.

Die Mutter des kleinen Lukas hat sich jetzt nach Art der Christen gekleidet und bereitet sich auf den Empfang der hl. Taufe vor. Einige andere aus der Nachbarschaft sind ihrem guten Beispiel gefolgt. Gottes Wege sind

wunderbar; darum die Erbarmungen des Herrn will ich lobpreisen ewiglich!

Wer betet um die Befahrung aller Verwandten des kleinen Lukas ein Vater unser und Ave Maria?

Dem Gelöbnisse treu.

5. Kapitel.

Auf der Flucht.

Auf künstlerische Art gefesselt, lag ich am Boden. Um meinen Hals, meine Arme und Füße hatte man starke Schnüre geschnürt und sie an Pfosten befestigt, die man in die Erde geschlagen hatte. Krieger lagen auf diesen Schnüren, so daß ich unmöglich eine Bewegung machen konnte, ohne daß sie es merkten.

Indessen rückte die Nacht vor. Gesang und Tanz waren verstummt, die Feuer erloschen. In meine ex-



müdeten Augen schlich sich der Schlaf, denn die Natur machte ihre Rechte geltend, und meine Seele weilte im Lande der Träume. Es war mir, als löse eine liebevolle Hand meine Fessel; ich fühlte mich ungemein erleichtert und hätte laut aufjubeln mögen vor Freude. Diese Empfindung wurde so lebendig, daß ich unwillkürlich die Augen auffschlug. — Ein Schrei wollte meiner Brust entfahren, aber eine Hand, die ich augenblicklich erkannte, schloß mir den Mund. Im fahlen Mondlicht stand eine weiße Gestalt über mich gebeugt, eifrig damit beschäftigt, meine Bande zu lösen. Es war Mletha.

Nur eine Schnur hielt mich noch fest; aber es war nicht möglich, sie zu zerschneiden, ohne einen Krieger zu wecken, der sie mit seinem ganzen Körper bedeckte. Mletha berührte die Schnur, — der Krieger erwacht und richtet sich in die Höhe. Unbeweglich wie eine Marmorstatue bleibt Mletha vor ihm stehen. Der abergläubische Indianer schrkt zusammen; er glaubt einen Geist vor sich zu sehen, schließt die Augen und ruft seinen Manitou an. Für den Augenblick bin ich gerettet; meine Bande sind gelöst. Ich erhebe mich vom Boden und folge meiner Befreierin, die mir das Ende eines Bogens reicht, dessen anderes Ende sie selber festhält.

Tausend Gefahren umgeben uns! Bald sind wir daran, schlafende Indianer anzustoßen, bald fragt uns

eine Wache. Aletha antwortet mit hohler, verstellter Stimme. Kinder schreien, Hunde bellen, kurz, ich weiß heute noch nicht, wie wir schließlich durch all diese Hindernisse unbehelligt hindurchkamen.

Kaum haben wir den Blutwald verlassen, da erschüttert ein wildes Geheul das ganze Gehölz. Tausend Feuer flackern auf, von allen Seiten laufen Wilde mit Fackeln zusammen. Das ganze Lager ist in Aufruhr; man sucht offenbar unsere Spur; wir aber eilen hinweg von diesem Orte des Schreckens, so schnell uns nur unsere Füße tragen. Die Indianer suchten nach Westen zu, wir aber hatten uns nach Osten begeben. Als das Morgenrot die nächste Gebirgskette mit ihrem Purpurglanze färbte, waren wir schon weit von unsern Verfolgern getrennt.

Endlich machten wir etwas Halt. Ich warf mich Aletha zu Füßen und wollte dankend ihre Hand an meine Lippen drücken. Sie aber wies mich stolz zurück mit den Worten: „Rühre mich nicht an, du unwissender Heide! Ich muß dir wohl folgen, weil du ohne mich nicht fliehen willst. Wir müssen fort, weit fort von hier; doch meine Hand werde ich dir nicht reichen, denn ich bin eine Christin und trage den weißen Schleier. Ich habe diese Nacht den Priester durch Geschenke bestochen und deine Henker mit Brannwein berauscht.“

Aletha hatte zur Vorsicht auch Waffen mitgenommen. Sie über gab mir dieselben und untersuchte hierauf die Wunde an meinem Arme. Sie riß von einem in der Nähe stehenden Melonenstrauche ein Blatt und reinigte sie damit. Während sie damit beschäftigt war, fiel aus ihrem Auge eine Träne darauf. „O Freundin,“ sagte ich, „welch kostlichen Balsam träufelst du mir in die Wunde.“ Sie aber sagte: „Ich fürchte, das ist Gift.“ Dann riß sie ein Stück von ihrem Schleier ab, machte eine Komresse davon und befestigte sie mit einer Schnur an meinem Arme.

Wohin sollten wir unsere Schritte lenken? Wir nahmen unseren Weg gegen den Polarstern zu und richteten uns nach dem Moose der Baumstämme. Unermeßlich weit dehnte die Wildnis ihre Einöde aus, und oft, wenn ich Aletha betrachtete, dachte ich an die Geschichte von Hagar, die ich in „St. Augustin“ gelesen, und die sich zugetrug in der Wüste Verjabe vor langer, langer Zeit, da die Menschen noch drei Eichenalter lebten. Aletha machte mir eine Fußbekleidung vom Felle der Bisamratte, ich aber trug Sorge für ihren Schmuck. Trafen wir auf dem Wege einen verlassenen indianischen Kirchhof, so wand ich einen Kranz aus blauen Malven, womit sie ihr Haupthaar schmückte, oder ich reiste die roten Körner der Azelea zu einer Kette aneinander, die sie lächelnd um ihren Hals legte. Trat uns ein Fluß in den Weg, so baute ich ein Floß, und wenn die Mittagssonne glühend auf unsere Scheitel brannte, suchten wir ein Obdach unter dem Moose der Cedern.

Daheim in deinem Vaterlande, mein Sohn, kennt man das Moos nur als das weiche Polster der alten Waldriesen, aber hier in unsern Wäldern zeigt die Natur auch in dieser unscheinbaren Pflanze die Fülle ihres Reichtums. Fast alle Bäume von Florida, besonders aber die Ceder und die Steineiche, sind mit einem prachtvollen weißen Moos bedeckt, das schleierartig von den Ästen auf den Boden niederwallt. Sieht man nachts im Silberglanze des Mondes auf der endlosen Fläche der Savanna eine einzelne Steineiche mit diesem Schmuck bekleidet, so glaubt man ein Gespenst zu sehen, das seine langen Schleier hinter sich herschleppt. Aber

nicht weniger malerisch ist der Anblick am hellen Tag, wo eine Menge prachtvoller Schmetterlinge, glänzender Fliegen, Käfer und Kolibris dieses zarte Moos bevölkert, welches dann den Eindruck eines überaus schönen, buntfarbigen Teppichs macht.

Unsere Nahrung war mannigfaltig. Wir aßen Moos, zuckerfüße Birkenrinde und Mai-Apfel, welche den Geschmack von Pfirsichen und Himbeeren haben. Der schwarze Rüttbaum und der Ahorn lieferten den Wein zu unserer Tafel, desgleichen der riesige Palmabaum.

Aletha hatte mich gerettet und war mir gefolgt, doch je weiter wir in die Wildnis hineinwanderten, desto klarer wurde mir, daß mich eine unübersteigliche Klüft von ihr trenne. Sie war und blieb mir ein Rätsel. Offenbar liebte sie mich, wie hätte sie sonst solche Opfer für mich gebracht? Sie war eine starke, feurige Seele, doch ein tiefes, dunkles Geheimnis mußte ihre Brust verschließen. Es war nicht bloß der christliche Glaube, der sie von mir trennte, es war noch mehr; doch was es eigentlich war, vermochte ich nicht zu ergründen.

Nach einem Marsche von 15 Tagen kamen wir an die Kette des Alleghani-Gebirges und erreichten einen Arm des Tenasse, der in den Ohio mündet. Auf Alethas Rat baute ich einen Rindentauftahn, den ich mit Baumharz überzog; dann schifften wir uns ein und überließen uns der Strömung des Flusses, der seine Wasser zwischen steilen Felsenwänden hindurchwälzte. Es war so still und einsam hier und eine eigentümliche Rührung beschlich unsere Herzen. Da fing zu meiner Bewunderung Simagans stolze Tochter plötzlich zu singen an; es war ein rührendes Abschiedslied an die verlassene Heimat:

„Glücklich, wer am heimathlichen Herde weilt und nichts weiß von den Leiden der Fremde! Wie spricht doch die kluge Elster des Mississippi zur stillen Taube von Florida? Was bist du so traurig und warum flagst du so? Hast du hier nicht klares Wasser und eine Fülle von Nahrung, mehr als zu Hause in den dunklen, finsternen Wäldern?“ — „Gewiß hab' ich das, doch mein Nestchen war im Jasmin, und es leuchtet hier nicht die Sonne meiner Savanne.“ — „Ein Fremdling flopft an bei der Hütte; seinen Bogen legt er hinter die Türe und bittet um Gastfreundschaft; aber er hat an einen Helfen geklopft; abgewiesen nimmt er den Bogen wieder und kehrt zurück in die Wildnis.“ — Sind die Stunden des Tages vorüber, so sitzen sie am Herde und erzählen sich wunderbare Geschichten; mit Entzücken lauschen die Söhne und Töchter des Volkes. — O glücklich, wer am heimathlichen Herde weilt und nichts weiß von den Leiden der Fremde!“

So sang Aletha. Litt sie an Heimweh? Mir schien es so.

„Retterin meines Lebens,“ fragte ich sie, „weshalb trauerst du so sehr um dein Vaterland?“

Da entgegnete sie mir: „Ich trauere nicht deshalb, denn mein Vater stammt nicht aus dem Lande der Palmen.“

„Wie? Nicht aus dem Lande der Palmen? Ist nicht dein Vater Simagan, der Häuptling der Moskogulen?“

„Nein, er ist es nicht. Noch bevor meine Mutter mit Simagan vermaßt ward, hatte sie einen Mann aus dem Lande der Weißen kennen gelernt. Er ist mein Vater. Ich habe sein Angesicht niemals gesehen, doch ich weiß, daß er mit seiner Schwester in „St. Augustin“ lebt. Sein Name ist Philip Lopez.“

Bei diesen Worten stieß ich einen Freudenschrei aus und rief: „Wie, Aletha, du bist eine leibliche Tochter

meines edelsten Wohltäters?" Und nun erzählte ich ihr von der Liebe und Großmut, die ich im Hause ihres Vaters gewonnen.

Alethas Augen leuchteten hell auf, doch ihre Hand bot sie mir nicht. Sie blickte bloß zum Himmel und flüsterte: "O Mutter, was hast du getan!"

Was hatte sie doch beständig mit ihrer Mutter? Denn oft war es mir, als führe sie mit derselben ein geheimnisvolles Zwiegespräch. Zuweilen fragte sie mich

ließen wir unser Boot und suchten Schutz unter dem Laubdach der Bäume. Plötzlich ging es los! Zukende Blitze leuchteten auf, und Schlag folgte auf Schlag, während der prasselnde Regen in endlosen Fluten vom Himmel stürzte.

Der Blitz entzündete das Gehölz. Es entsteht eine Feuersbrunst; die Wälder speien ganze Wolken von Rauch und Funken aus. Man hört das Krachen stürzender Bäume, das Geheul wilder Tiere und dazwischen die Schläge des Donners in schrecklicher grauen-



Beim Oskel Pferdedoktor.

auch, ob ich nicht Flammen aus der Erde aufsteigen sehe und ob ich nicht flagende Stimmen höre? Ich kann nicht sagen, wie sehr mich das ängstigte. Was hatte doch das arme, sonst so stolze und startmütige Mädchen? Sie magerte auch sichtlich ab und kam immer mehr von Kräften. Sie mußte ein schweres Geheimnis im Herzen haben. Die Beschwerde der Reise ertrug sie leicht; ihr Fuß war so flüchtig wie der einer Gazelle.

Siebenundzwanzigmal hatte jetzt die Sonne die Erde umkreist seit unserer Flucht. Der Feuermonat hatte begonnen und alles zeigte ein Gewitter an. Bald zog sich fernes Rollen des Donners durch den Urwald und brach sich an den Felsen in hunderfachem Echo. Da wir fürchteten, von den Wellen verschlungen zu werden, ver-

erregender Melodie. Aletha zittert an allen Gliedern. Ich ergreife ihre Hand; sie läßt es ruhig zu. Ich war überglücklich! Trost des fürchterlichen Ungewitters hätte ich laut aufjauchzen mögen, denn ich dachte, Aletha sei nun mein, und die ganze Natur erschien mir in hochzeitlichem Gepränge würdig der Größe meiner Liebe: die ausgeireten Flüsse und Gebirgsbäche verkündeten rauschend mein Glück; der ganze Wald war mein Brautgemach, und die brennenden Fichten die Hochzeitsfackeln! —

Doch horch! Was ist denn das? Mitten durch die betäubenden Donnerschläge vernehmen wir den Ton eines Glöckchens! Wir lauschen und lauschen. Da trifft das Wellen eines Hundes an unser Ohr. Es kommt näher und näher; jetzt hören wir auch die Schritte eines

eilig nahenden Menschen. Was mag das sein? Unsere Spannung war aufs höchste gestiegen! —
(Fortsetzung folgt.)

Gehet zu Joseph!

Eine Vergißmeinnicht-Leserin schreibt:

„Ich hatte ein Jahr lang mit kurzen Unterbrechungen heftige Zahnschmerzen. In meiner Not wandte ich mich an den hl. Joseph und gelobte im Falle anhaltender Besserung Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Wirklich hatte ich seit drei Monaten von dem hartnäckigen Ubel fast gar nichts mehr zu leiden, ich schob aber die Veröffentlichung immer wieder auf, bis mich erneute Schmerzen an mein Versprechen mahnten. Drum will ich nicht länger zögern und sage dem hl. Joseph für die erlangte Hilfe meinen schuldigen Dank. Hoffentlich verzeiht er mir mein langes Zögern, und kehrt das gefürchtete Leiden nicht wieder.“

Bon einer zweiten Abonnentin unseres Blättchens gingen uns folgende Zeilen zu:

„Um Ostern rückte das Examen heran. Ich glaubte zwar meine Pflicht getan zu haben, dennoch aber beschlich mich vor dem entscheidungsvollen Tag eine geheime Angst. Nun hatte ich im Vergißmeinnicht gelesen, wie der hl. Joseph schon oft in ganz augenscheinlicher Weise bedrängten Studierenden geholfen. Ich wendete mich deshalb an ihn, hielt eine Novene zu Ehren des großen Heiligen und versprach im Falle der Erhörung die Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Und siehe, der hl. Joseph hat mir geholfen. Sowohl das schriftliche, wie das mündliche Examen bestand ich glänzend, viel besser als ich selbst es erwartet hatte. In einem Fach, das mir sonst die meisten Schwierigkeiten bereitete, bekam ich sogar die Note „Sehr gut“. Das alles schreibe ich der Hilfe des heiligen Joseph zu, und es sollte mich freuen, wenn durch diese bescheidenen Zeilen auch nur eine einzige Seele zu recht großem, kindlichem Vertrauen zu diesem lieben Heiligen angeregt würde.“

Joseph wird helfen, o eilet zu ihm,
Fleht mit kindlich-ergebenem Sinn:
„Heiliger Joseph, o hör' mein Gebet.
Niemand zu dir umsonst hat gefleht.
Du hilfst mir sicher, ich bave auf dich,
Heiliger Joseph, erhöre auch mich!“

Wie wär' das Leben doch so schön!

Begegnet dir auf deinem Pfade
Ein edles Herz, so rein wie Gold,
Betracht' den Hund als Huld und Gnade,
Bewahr' ihn treu und sei ihm hold! —

O wenn die Herzen Herzen fänden,
Sie würden liebend sich versteh'n,
Und wenn die Herzen sich verständen,
Wie wär' das Leben doch so schön! —

W. Edmann.

Der Wirt, ein Mitarbeiter des Seelsorgers.

Neulich hat kein geringerer, als der Hochwürdigste Herr Bischof von Würzburg auf die hohe Bedeutung aufmerksam gemacht, welche die Wirte haben. Bei Gelegenheit der Kirchenvisitation erklärte er in einer herrlichen Ansprache, daß vom Wirt so vielfach das Wohl und Wehe einer Gemeinde abhänge. Möchten nur alle Wirte dies beherzigen! Die Wirte haben einen ganz gewaltigen

Einfluß auf das religiöse, sittliche und wirtschaftliche Leben der Gemeindemitglieder und daher eine furchtbare Verantwortung. Ein guter katholischer Wirt hört daher auf die Mahnungen und Warnungen des Seelsorgers, ist nicht selbstsüchtig nur darauf aus, seinen Geldsack zu füllen, unbefüllt, ob es gerechter oder angerechter Verdienst ist. Der Gastwirt muß sein Hausrecht wahren und pünktlich die Polizeistunde einhalten. Er hüte sich wohl, einem halb Betrunkenen weitere Schoppen einzuschenken. Da ist er unerbittlich und lädt nicht den Fluch der Familien der Trunkenbolde auf sich. Seine Wirtschaft kommt dabei nicht zu Schaden. Auch für ihn ist an Gottes Segen alles gelegen. Ein gut katholischer Wirt, welcher in diesem Bunde der Mitarbeiter des Pfarrers sein will, duldet nie unsittliche Zusammenkünfte, weist die noch christenlehrpflichtige Jugend, statt sie anzulocken, an den Brunnen zum „Gänsewein“, der sehr gesund ist für das Wachstum. Er tritt erschienen auf, wenn ein frecher Mensch es wagen sollte, zu fluchen oder über den hl. katholischen Glauben oder die Priester loszuziehen. Er vergisst nie, daß er Herr im Hause ist und es bleiben will. Wenn auch solche Schreier sein Haus meiden, so hat er nur um so mehr Glück und Segen für seine Familie zu erwarten und ordentliche Gäste gehen um so lieber in seine Wirtschaft.

Ein Wirt, der seine Zeit versteht, hält die antireligiösen und verschwommenen Blätter fern von seinem Hause, wenn sie auch triefen von Freiheit und Gleichheit, von Volkswohl und Aufklärung; er sorgt vielmehr ohne Knickerei, daß wahrhaft katholische Zeitungen auf dem Wirtstisch zur Belohnung des Publikums bereitliegen. Wenn einmal ein liberaler Guest auch die Nase darüber rümpft, so freut ihn das. Er weiß, mag auch die Welt es nicht eingestehen, daß es sich heutzutage ganz besonders um die Religion, um den hl. katholischen Glauben handelt. Die Kirche ist unsere Mutter und wer sie angreift, der greift uns selbst an. So ist auch der Schenkwirt, der Gastgeber, ein Mitarbeiter seines Seelsorgers.

Eine Episode aus dem Leben Pius X.

Als Pius X. Bischof von Mantua war, pilgerte er häufig zu Fuß nach Padua zum Grabe des hl. Antonius. Natürlich ging er ganz *incognito*, sodaß niemand den Kirchenfürsten in ihm vermutete. Auf einer solchen Wallfahrt trat er des Morgens in eine Dorfkirche, um die hl. Messe zu lesen. „Haben Sie Ihren Ausweis?“ fragte der Pfarrer. „Leider nicht“, war die Antwort. „Wer sind Sie denn?“ „Ein Priester aus der Diözese Mantua.“ Endlich ließ der Pfarrer den fremden Geistlichen ohne Ausweis Messe lesen.

Nach dem hl. Opfer lud er ihn zu einer Tasse Kaffee ein. Sie gingen zusammen ins Pfarrhaus und hier begann der Landspfarrer aufs neue seinen Gast auszufragen: „Sind Sie Pfarrer?“ „Nein, das bin ich einmal gewesen, bin's aber jetzt nicht mehr.“ „So, und dennoch sind Sie noch jung, Freund, das ist nicht gut. Sie sind Priester geworden, nicht um nichts zu tun, sondern um zu wirken und zu arbeiten im Weinberge des Herrn. Ein Priester, der in der Kraft seines Lebens nichts tut, kann solches vor Gott nicht verantworten, selbst wenn er sonst brav lebt; er muß Seelen retten und wirken für die hl. Kirche.“ So ging das Gespräch eine zeitlang fort und Bischof Sarto belustigte sich an dem aufrichtigen, ungekünstelten Eifer des guten Dorfpfarrers. Als er schließlich sich erhob, um seine Reise fortzuführen, nahm ihn der Pfarrer, auf den er sichtlich einen guten Ein-

druck gemacht hatte, bei der Hand und sprach ermahnend: „Beste Brüder! Sie gehen nun nach Mantua zurück. Hören Sie auf den guten Rat, den ich Ihnen ertheile: Wenn Sie zu Hause angekommen sind, begeben Sie sich zu Ihrem Bischof und sagen zu ihm: „Euer Gnaden, sehen Sie mich hier, bereit zu arbeiten und mich nützlich zu machen zum Heile der Seelen. Sie können über mich verfügen nach belieben.“ „Besten Dank, Herr Pfarrer, für Ihren guten Rat, Leben Sie wohl!“ Erst als der Bischof weggegangen war, erfuhr der Pfarrer, wer sein Guest gewesen.

Briefkasten.

Wo findet sich eine junge, staatlich geprüfte Lehrerin, die speziell für die südafrikanische Mission bei den Schwestern vom kostbaren Blute eintreten will? — Sie wende sich behufs der Aufnahme an die ehren. Mutter Paula, Generaloberin in Heilighoed, Post Beek en Donk (bei Helmond), Niederlande.

Mariannhill: — Vielen Dank den edlen Wohltätern, die uns die schönen Tuch-Restchen schidten! Die Gabe ist uns hochwillkommen; Gott lohne es den hochherzigen Missionsfreunden tausendfach!

Packet „Walbrose“ erhalten. — Vielen Dank! Gott lohne es den edlen Spenderinnen!

Der Hochw. P. Mansuet Pöll, ein Deutsch-Amerikaner, der am 8. Sept. 1887 in Cincinnati zum Priester geweiht wurde und schon seit 23 Jahren in der Mariannhiller Mission tätig ist, feiert hener sein silbernes Priester-Jubiläum. Die willkommene Jubiläumsgabe wäre ihm ein Beitrag zum Baue einer Kapelle auf der zu seiner Missionstation „St. Joseph“ gehörenden Ratschensiedlung U. L. Fran vom Siege, sowie ein Goldklein für die genannte Außenstation. Falls die üblichen Spenden rechtzeitig einlaufen, gedenkt er am Feste Mariae Geburt, also an seinem Jubiläumstage, in dieser Kapelle die erste hl. Messe zu lesen. Wer will dem guten, seleneifrigen Missionar diese Freude machen?

A. Sch., Bochum: Packet dankend erhalten.

Rheine: Richtig erhalten.

Von den Abponenten in C. eine Sendung Kleider erhalten. Bergelts Gott!

Offenburg: Brief und Betrag dankend erhalten.

Odenheim: Neue Stoffe und Spielsachen erhalten. Bergelts Gott!

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Menden, Wirsus, Carben, Rauheim, Eilendorf, Tretter, Essen (Ruhr), Schoppin, Oberdoldendorf, Gasdorf, Trier, Bochum, Oberzier, Eicherscheid, Dierckede, Eupen, Büttstedt, Odheim, Bischband, Bruchsal, Zell i. W., Kadelshofen, Dingelstädt, Motzen (3mal), Fehling, Lechhausen, Säffelsheim, Surburg, Odenheim, Geiseltal, Hohenhamm, Würzburg, Willisau, Leud, Krabold, Steinen, Biesbach.

Schweiz: Für Mariannhill bis heute zum ewig Licht Dr. 50.—

Für Glocken " 50.—

Für Triashill: Kirchenbau u. Missionszwecke " 125.—

Dankesagungen

gingen ein aus: Holzkirchhausen: Dank dem hl. Herzen Jesu; Holzhausen; Breslau: Dank dem hl. Joseph für erhörte Bitte; Dorfprojekten: Dank dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und den armen Seelen in größter Not in einem Nervenleiden; J. B.; Surburg; N.: Dank dem hl. Antonius und hl. Joseph für ihre Fürbitte; Müllenhof; Mühldorf: für Erhörung in einem großen Anliegen; Motzen, G.: Dank dem göttl. Herzen Jesu, der lieben Mutter Gottes und dem hl. Joseph für erlangte Hilfe; Dank dem hl. Joseph, Maria, dem Judas Thaddäus und den armen Seelen für verschiedene Anliegen; Amerika: Dank dem hl. Joseph und hl. Antonius für erhaltenen Gesundheit (Veröffentlichung war versprochen); Marizell: Dank dem hl. Joseph für ein glücklich bestandenes Examen; Döhlhal: für glücklichen Ausgang einer Operation; Trimpelshütte: Dank dem hl. Joseph für wiederlangte Arbeit; Belen: Dank für den guten Verlauf einer Operation; Trautenau, Böhmen; Wettmannstetten, Steiermark, 2mal; Weißbach; Raab; Triest: Dank dem hl. Clemens Hofbauer, Judas Thaddäus, Gerard, der hl. Katharina und Filomena für Erhörung in schwerem Anliegen. Dem göttl. Herzen Jesu, der hl. Gnadenmutter in Rankweil, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und Cle-

mens Hofbauer sei tausendfacher Dank für Erhörung in verschiedenen Anliegen. T. im Pinzgau: Dank dem göttl. Herzen Jesu, der hl. Gottesmutter Maria, dem hl. Joseph und allen Heiligen für Erhörung.

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Untervaz, Willisau, Gersau, Oberägeri, Wohlen, Niedermühlen, Terendingen, Merel, Kienberg, Balzerswil, Luzern. Glückliche Standeswahl. Berichte: drei schwere Anliegen. Gutes Examen. Büttstedt, Enschweiler, Büttihard, Bangberg, Bischband, Neustadt: Um Sinnesänderung einer auf Abwege geratenen Tochter. Aichenroth, Münzen-Harlaching, Waagshurst, Mendorf, Tüberg, Breitenbach, Degeln, Augsburg, Gerchsheim, Mühldorf, Hochschein, Sierning, Unterseemberg, Pfr. in Haindorf: nach der Meinung zum hl. Joseph und hl. Clemens Maria Hofbauer: um Hilfe in schweren Anliegen. St. Florian, N.-West. M. F., N.-West. Lustenau, Vorarlberg. Bellendorf, N.-West. Dethal, Tirol. Erftfeld, Thurnwalden, Neuh., Oberkäfsl, Düppeldorf, Altenahr.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Messbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Pfarrer Joh. Roth, Oberwald. Karolina Moser, Schwyz. Elisabetha Marly, Vaduz. Sophie Wunderli, Steinigen. Emma Tschub, Guttau. Wm. König, Venken. Frau Schlatte, Wil. Frau Wieland, Stuttgart. Emil Nenig, Bujendorf. Anton Unger und Kreszenz Streitel, Loppenhausen. Franz Jakob Müller, Altheim. Max Storg, Würzburg. Elise Haas, Erstein. Joh. Lurz, Unterwittighausen. Obersl. Hugo Glauer, Straßburg. Vittorio Scher, Ottobeuren. Anna Justl, Köchlarn. Leopold Sebert, Hüning. Mr. Dittmer, Buffalo, N.Y. Veronika Wolf, Säffelsheim. Rosalia Empl, Schubach. Jakob Kajpar, Venet. Pfeffenhausen. Gertrud Kullmann, Buchenrod. Maria Fritz, Unterbalbach. Marg. Fingel, Ebern. Therese Kaindl, Lechhausen. Karoline Beer, Kathar. Lehmann, Marg. Graf und Mathias Schön, Schwarzenfeld. Christine Mühlbauer, Birkenhördt. Barbara Schäfer, Hof. Peter Rothenbucher, Waldbrunn. Theodor Jokert, Wohlbach. Joseph Bez, Euerhausen. Franziska, Maria Anna u. d. Anton Bandig, Recknach. Margaretha Schrems, Beiblweid. Emilie Battla, Winn. Therese Mayer, geb. Busket, Linz. Leonhard Oberachauer, St. Johann, Tirol. Maria Maierhofer, Linz. Adolf Moes, Grottau. Schw. Stemigia Schenk, Linz. Emilie Fritscher, Krems a. d. Joh. Maurer, Pfr. St. Lorenzen, Tirol. Adam Auer, Neuhofer. Julie Rechberger und Leopold Greiner, Gramastetten. Apollonia Hasenbühl, Weiz. Josef Leitgeb, Josef Hamerl und Maria Behrthofer, Feldbach. Rath. Haas, Graz. Maria Liebmann, Unterwöggau. Johann Breiterlieber, St. Stefan. Franz Lichtenwagner, Schauersberg. Antonia Jerod, Oslegg. Johann Röhr und Arnold Aefel, Voel. Kaplan Konrad Heidemann, Vorgentreich. Josef Lang, Mühlheim. Luise Kreit, Simmerath. Wm. Rapedius, Bernafael. Johann Peiser, Irrel. Anna Kreuer, Brand. Clemens Topp, Schaffhausen. Arnold Förster, Eicherscheid. Frau Witschken, Frau Giejen und Heinrich Edgel, Efen. Jungfrau Schnellenberg, Wippingen. Anton Niggemeier, Henglar. Elisabeth Schlär, Radfeld. Josef Schmid, Lommerum. Maria Gottmann, Wiesburg. Hochw. Prof. Franz Sal. Schwarz, Linz. Adam Kilian, St. Cloud, Minn. Bernard Wellmann, West Point, Iowa. Hieronymus Buechner, Cleveland, Ohio. Adelheid Bonif, Albany, N.Y. Matthias Ubelhofen, Cassville, Wis. Ferdinand A. Knips, Brooklyn, N.Y. Maria Schmidt, Allentown, Pa. Johann Jürgens, Claflin, Kan. John Nebbing, Buffalo, N.Y. Rose Hauer, Olivia, Minn.

Nachruf.

Am 7. April 1912, am hochheiligen Osterfeste, starb zu St. Lorenzen im Pustertal der Hochw. Herr Pfarrer Johann Baptist Maurer, nachdem er noch am gleichen Tage das feierliche Hochamt abgehalten hatte.

Der Verbliebene war ein großer Wohltäter der Mariannhiller Mission. Sein Ableben wurde telegraphisch nach Mariannhill gemeldet, wo für seine Seelenruhe ein feierliches Requiem abgehalten wurde. R. I. P.

Grabschrift.

Das ist eine harte Rei,
Wenn man den rechten Weg nicht weiß!

Frag' die drei heiligen Leut,*)

Sie zeigen dir den Weg zur Ewigkeit.

Unterimthal.

* Jesus, Maria und Joseph.

Der Mariannhiller Missions-Kalender pro 1913

hat sich auch in diesem Jahre wieder beeilt, unter seinen vielen Genossen und Konkurrenten rechtzeitig auf dem Platz zu stehen. Schon steht er in fertigem Putze bereit, um an die Türen all' derer anzuklopfen und um freundlichen Einlaß zu bitten, denen er bisher ein willkommener Guest gewesen. Er möchte aber noch weitere Bekanntschaft machen und bittet daher seine alten Freunde und Gönner um gütige Empfehlung und Einführung in neue Kreise.

Auch dieses Jahr gereicht ihm zu besonderem Schmuck ein überaus schönes, tieferbauendes Farbenbild aus der rühmlichst bekannten Firma des Herrn B. Kühlen in M.-Gladbach. Es stellt den hl. Stanislaus dar, wie er auf seinem Krankenlager von Engeln umgeben aus der Hand der hl. Barbara die heilige Kommunion empfängt. Wir wählten mit Absicht ein Bild, das in so ergriffender Weise den Segen des allerheiligsten Sakramentes zur Darstellung bringt, weil unser glorreicher regierender hl. Vater gerade für unsere Zeit die Notwendigkeit einer recht oftmaligen heiligen Kommunion betont hat und sogar schon die Schulkinder dazu einlädt.

Auch sonst ist der Kalender wieder mit mehr als 50 Bildern, darunter zahlreichen Vollbildern, reich illustriert. Dem bunten mannigfachen Bilderschmuck entspricht der Text. Es seien aus den vielen Berichten aus unserer Mission und den sonstigen interessanten Erzählungen und Abhandlungen nur folgende erwähnt:

Die Klöster und ihre Bewohner,
Das Negervolk der Schaggaer,
Körper- und Seelenkräfte der Kaffern,
Bilder aus dem Missionsleben,
Die Macht des Rosenkranzes,
Eine merkwürdige Begebenheit aus dem Innern Afrikas,
Des Christen Freude,
Opfer der Verführung,
Das Ehestands-Protokoll,

Ein Dieb,
Vom lieben Brot,
Die Völkerschlacht bei Leipzig,
Wer würde nicht lügen?
Frage und Antwort,
Der Firmpate auf der Landstraße,
Weiberlist,
Die Wasserstraße vom Rhein nach München,
Der blinde Passagier,
usw. usw.

Der Kalender ist von den Förderern unserer Mission, sowie von den im „Vergleichmeinnicht“ angegebenen Vertretungen unserer Mission zu beziehen und kostet an diesen Stellen für Deutschland 50 Pfennig, für Österreich 60 Heller, für die Schweiz 65 cts.

Einzelne per Post zugesandt für Deutschland 60 Pf., für Österreich 70 Heller und für die Schweiz 70 cts.

Gottes reichsten Segen all denen, die sich der guten Sache annehmen!

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Vereinbarung jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kopp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.